

Dortmunder Tageblatt

Ersteinst täglich
mit Ausnahme der Sonn- und gesetzl. Feiertage.
Abonnementpreis
frei ins Haus, mit der täglichen Unterhaltungsbeilage
und dem Beiblatt „Sonntagsblatt“ 65 Pf.
pro Monat, durch die Post bezogen für 3 Monate 1.50 Mk.
Notationsdruck und Verlag, sowie für die Inserate
verantwortlich: Viktor Schöner, Dortmund.

verbunden mit dem
Lokal-Anzeiger für Dortmund u.örde
und der täglichen Unterhaltungsbeilage sowie der illustrierten Sonntagsbeilage.
Expedition: Dortmund, Breitenstraße 9-11. — Fernsprech-Anschluß Nr. 3299.

Inserate
die 8spaltige Kolonelle oder deren Raum 25 Pf.
Reklamen
die 4spaltige Zeile oder deren Raum 60 Pf.
Bei manuskriptlicher Einreichung der Inserate an der Redaktion
sind die Kosten der Anfertigung an der Redaktion zu zahlen.
Für die Redaktion verantwortlich:
Max Sonnenschein, Dortmund.

Nr. 259.

Dortmund, Freitag, den 4. November 1910.

| 27. Jahrg.

Erstes Blatt.

Die Schiffsabgaben.

Dem Reichstag ist bereits jetzt, lange vor Beginn der Tagung, der fertiggestellte Entwurf über die Schiffsabgaben zugegangen und man weiß, daß diese Vorlage auf die Wünsche des preussischen Abgeordnetenhauses zurückzuführen ist, wo man im Zusammenhang mit den Kanalbauten auch bei regulierten Binnengewässern Abgaben verlangt. Da diese Forderung den Bestimmungen der Reichsverfassung widerspricht, war es notwendig, wenn man diesen Wünschen Rechnung tragen wollte, den betr. Verfassungsparagraphen durch den Reichstag ändern zu lassen; dazu kam noch, daß mit einigen Nachbarländern Verträge über die Flußschiffahrt vorliegen, die auf dem Verhandlungswege gleichfalls geändert werden müssen. Es hat lange gedauert, ehe zwischen den Bundesregierungen eine Einigung erzielt wurde, namentlich in Süddeutschland war man von den preussischen Wünschen herzlich wenig erbaut, und noch weniger natürlich im Ausland. Im Bundesrat hat das Bismarck die Lage lange hin und her geschaukelt, bis eine Einigung zustande kam, nachdem sich bereits in dieser Frage recht scharfe Gegensätze herausgebildet hatten. Es kam zu einem Kompromiß, aus dem der jetzige Entwurf hervorgegangen ist. Insbesondere ist die Konzession zu begründen, daß in den Paragraphen 54 der Reichsverfassung eine Zusatzbestimmung eingefügt wird, welche geeignet ist, eine gewisse Garantie dafür zu bieten, daß nur solche Aufwendungen ganz oder teilweise durch Schiffsabgaben gedeckt werden dürfen, die auch wirklich ganz, beziehungsweise teilweise dem Verkehr dienen. Im übrigen aber gibt der Entwurf doch zu einer ganzen Reihe von Bedenken Anlaß und es wäre dringend zu wünschen, daß er im Reichstage eine gründliche Revision erfährt. So ist es beispielsweise nicht einzusehen, daß die sogenannten Strombauverbände, für welchen Entwurf die näheren Bestimmungen getroffen sind, durch Normen tarifartiger Gebunden werden sollen. Solche Verbände, die aus den Uferstaaten gebildet werden, sind aber nur für Rhein, Weser und Elbe vorgesehen. Für die Oder und Weichsel behält sich aber Preußen völlige Selbstständigkeit hinsichtlich der Festsetzung der Abgabenhöhe vor. Es mag dazu rechtlich in der Lage sein, gleichwohl aber wäre eine gesetzliche Festlegung erwünscht gewesen, daß die auf diesen beiden Flüssen erhobenen Abgaben dieselben Sätze wie diejenigen bei anderen großen Flüssen aufweisen. Die Abgaben selbst, die in 5 Klassen eingeteilt sind, sind ja niedrig gehalten, gleichwohl aber bedeuten sie für einen längeren Wasserweg eine sehr erhebliche Abgabe, die nicht geeignet sein dürfte, den Verkehr zu heben. Würden doch beispielsweise 1000 Tonnen Weizen auf eine Strecke von 400 Kilometern nicht weniger wie 400 Mark zu entrichten haben. Das würde eine längere Verleinerung der Le-

bensmittel herbeiführen, und man würde auf vielen Gebieten den schnelleren Eisenbahnverkehr vorziehen. Auch hinsichtlich der Stromauschüsse ist dafür gezeigt, daß Preußen über Gebühr gut abschneidet. In den Ausschüssen führt Preußen den Vorzug, und dies ist namentlich schon darum von Wichtigkeit, weil bei Stimmengleichheit die Stimme des Vorsitzenden maßgebend ist. Dem Verwaltungsausschusse ist ein sog. Strombeitrag aus Interessenten beigegeben, die Verteilung der Mitglieder ist aber eine ziemlich willkürliche; will man doch beispielsweise beim Elbe-Verband, Hamburg von 12 Stimmen des Verwaltungsausschusses nur 3 und von den 23 Mitgliedern des Strombeitrags nur 5 zuteilen, obwohl doch gerade Hamburg hinsichtlich des Elbe-Verbandes von der allergrößten Bedeutung ist, denn ohne den Seehafen Hamburg wäre die Binnenschiffahrt auf der Elbe wohl ziemlich unbedeutend. Auch eine Reihe anderer Ungleichheiten ließen sich anführen, die zeigt, daß der Entwurf als ein idealer kaum betrachtet werden kann. Der Reichstag wird hoffentlich das Seine tun.

Deutsches Reich.

Massenfundgebungen gegen den Jarenbesuch.

Der Vorstand des sozialdemokratischen Wahlvereins für Potsdam-Brandenburg-Verband fordert anlässlich des Jarenbesuches am Sonnabend, den 5. November, zu „Massenfundgebungen gegen den blutigen Despoten Rußlands“ auf. Im ganzen Reich werden Volksversammlungen stattfinden. In den beiden größten Städten des Reiches, Spandau und Potsdam, werden Rosa Luxemburg und Adolf Hofmann sprechen.

Kein Jagdbesuch des Kaisers in Ploß.

Es steht nunmehr fest, daß Kaiser Wilhelm in diesem Jahre nicht als Jagdgast des Fürsten nach Ploß kommt. Der Fürst wird jedenfalls seine nach immer bedenklich erkrankte und erholungsbedürftige Gemahlin nach dem Süden begleiten.

Verkauf von Seefischen an Minderbemittelte.

Der Rat der Stadt Zwickau hat einen anerkennenswerten Beschluß gefaßt, der verdient, nachgeahmt zu werden. Er hat Maßnahmen getroffen, um während des Winters an Minderbemittelte Seefische zu Selbstkostenpreisen abzugeben.

Ausland.

Frankreich.

London, 3. Nov. Wie die „Katholic Herald of India“ behauptet, sollen die Franzosen Nishanagar nach England gegen Konzeptionen in unmittelbarer Nachbarschaft von Politikern abtreten wollen.

Portugal.

Lissabon, 3. Nov. Das portugiesische Ministerium wird demnächst ein Dekret veröffentlichen, das die Ehecheidung nach französischem Muster in die portugiesische Gesetzgebung einführt. Bisher war in Por-

tugal die Ehecheidung unterlag. Das Gesetz stellt für die Ehecheidung ähnliche Bedingungen auf, wie sie in Frankreich, Belgien und anderen Staaten bestehen.

England.

London, 3. Nov. Marquis de Soveral, der frühere portugiesische Gesandte in London, demnächst die Adressen, daß König Manuel für die königliche Yacht „Amelia“ zwei Millionen Mark bezahlen wolle. Es sei fraglich, ob der König über 100 000 Reich verfüge, geschweige denn über 100 000 Pfund.

Türkei.

Konstantinopel, 3. Nov. Die dieser Tage von den Bulgaren in Mazedonien begangenen Angriffe und Gewalttaten haben in hiesigen Regierungskreisen peinliches Aufsehen erregt. Man glaubt, daß die Regierung energische Maßnahmen ergreifen wird.

Konstantinopel, 3. Nov. Die beunruhigenden Nachrichten über den Zustand des früheren Sultans finden in offiziellen Kreisen ihre Bestätigung. Die Kräfteabnahme macht rasche Fortschritte. Abdul Hamid verweigert jede Aufnahme von Nahrung und kann sich nur mühsam im Zimmer fortbewegen. Das Gehör ist fast vollständig verloren; er befindet sich im Zustand völliger Apathie. Man glaubt, daß seine Lebensdauer nur noch kurz bemessen ist.

Konstantinopel, 3. Nov. Nach Blättermeldungen haben die Drusen auf der Hohebene von El Sedjah, südlich von Damaskus, in einem Kampfe gegen die türkischen Truppen etwa 100 Mann verloren. — Wie das Blatt „Tanin“ meldet, wurden drei wegen Bombenanschläge gegen die Orientbahn verhaftete Personen zum Tode verurteilt.

Amerika.

Newport, 3. Nov. Präsident Taft besucht fort nach den Wahlen Panama, wo sich die Verhältnisse so gestaltet haben, daß die Vereinigten Staaten die Republik annektieren werden.

Der Erpresserprozess gegen die „Wahrheit.“

(Unterstützte Redakteur verurteilt.)

S. & H. Berlin, 3. November.

Zu Beginn der heutigen Sitzung erscheint der gestern verschwundene Zeuge Journalist Kiebinden genannt Binder und entschuldigt seine gefällige Abwesenheit mit Krankheit und schwerer seelischer Depression. Seine Vernehmung gestaltet sich, weil der aufgeregte Zeuge fortwährend auf andere Themata zu kommen sucht, äußerst charakteristisch und temperamentvoll. Er schildert

einen „Klavierhandel“

zwischen der Redaktrice Frau Mary Berg-Kindemann und dem Klavierhändler Hinge, der einen Großhandel mit allen Instrumenten der größeren Klavierfirmen Deutschlands betreibt. Nach seiner Darstellung, die auf Angaben von Hinge beruhen soll, hat Frau Berg-Kindemann Herrn Hinge eingeladen, sie zu besuchen. Sie habe eine elegant eingerichtete Wohnung und wolle ein Klavier kaufen. In der Wohnung der Dame sei es dann zu einigen Jartlichkeiten gekommen und Herr Hinge lieferte einige Zeit später als Äquivalent ein Klavier, das eine alte bekannte Firma trug. Frau Berg-Kindemann will nun die Entdeckung gemacht haben, daß das Klavier durchaus wertlos und

die Firma zu unterst auf ein anderes Instrument aufgeschraubt worden sei. Sie schrieb diesbezüglich an Hinge und sprach dabei von Betrug und Schwindel. Auf dieses Schreiben hin lud Hinge die Dame zu sich ein, stellte aber vorher vorsichtshalber einen Zeugen unter das Kanapee und seinen Geschäftsführer ins Nebenzimmer. Als Frau Berg-Kindemann erschien, begannen unter Zeugenschaft der beiden Verdächtigten Verhandlungen über ein Schiedsgeld. Frau Berg-Kindemann erklärte sich mit 3000 M. einverstanden, als ihr Herr Hinge die drei Tausendmarktscheine von weitem zeigte. Als er das Eingeländnis hatte, steckte er die Scheine wieder ein und verließ Frau Berg-Kindemann wegen Erpressung. Die Untersuchung in der Sache schwebt noch. Die „Wahrheit“ hat sich dann des Falles bemächtigt und verschiedene Artikel gebracht. Der Zeuge erklärt, daß der Angeklagte Bruhn in dieser Angelegenheit seine Siebe gleichmäßig nach rechts und links verteilt habe.

Es wird dann in der Erörterung des

Falles Wertheim

fortgefahren und zunächst die Verlesung der hierzu vorliegenden Artikel der „Wahrheit“ zu Ende geführt. Zunächst wird der Warenhausbesitzer Wolf Wertheim vernommen, der zunächst mit seinen drei älteren Brüdern das alte Stammhaus in der Leipzigerstraße leitete, dann aber mit diesen in Differenzen geriet und das Passagierhaus eröffnete. Der Zeuge behauptet unter großem Staunen von Gericht, Zeugen und Zuhörerschaft, daß die in der „Wahrheit“ erschienenen Artikel gegen das Warenhaus Wertheim sich speziell gegen seine Person gerichtet hätten, da seine persönlichen Verhältnisse in den Vordergrund gerückt gewesen seien. Er habe Inzerate an die „Wahrheit“ gegeben, um diese feindseligen Artikel zu verhindern. Der Vorsitzende macht den Zeugen darauf aufmerksam, daß seine Darstellung sehr seltsam sei, Bruhn habe ihn, der Besitzer des Passagierhauses, im Gegenteil immer günstig behandelt, die Angriffe hätten sich nur gegen die alte Firma gerichtet. Die günstigen Artikel über das Passagierhaus seien sogar fortgesetzt worden, als er, Zeuge, keine Inzerate mehr aufgegeben habe. Der Zeuge erklärt dies damit, man habe sich den Anschein geben wollen, als ärgere man sich darüber nicht. Dem Zeugen werden verschiedene Umstände vorgehalten, aus denen heraus seine Anschauung eine irrige sein müsse, er bleibe aber bei seiner Darstellung und gibt schließlich zu, daß er seinen Bruder Georg für den Hintermann der „Wahrheit“ halte, der dieser das Material über seine, des Zeugen, persönliche Verhältnisse geliefert habe.

Der jetzige Leiter des großen Wertheimschen Warenhauses in der Leipzigerstraße, Georg Wertheim, bekundet als Zeuge zu dieser Sache, daß er weder direkt noch indirekt durch Mittelspersonen die „Wahrheit“ über persönliche Verhältnisse seines Bruders informiert habe, um etwa einen Druck auf diesen auszuüben. Der Angeklagte Bruhn habe ihm auch niemals das Angebot gemacht, in der „Wahrheit“ zu inserieren. Auf die Frage, was er zu den Erklärungen seines Bruders Wolf zu sagen habe, zuckt der Zeuge schweigend die Achseln.

Wolf Wertheim erklärt auf Befragen, daß er seine Ansicht, Bruhn habe mit seinen Artikeln erpresserische Zwecke verfolgt, nunmehr nicht länger aufrechterhalten könne. Darauf resumiert der Staatsanwalt, daß er kaum noch die Anklage im Falle Wertheim werde aufrechterhalten können. Nach Verlesung einiger Artikel über den Spielklub „Berolina“ werden die Verhandlungen auf Freitag vertagt.

Künstlerliebe.

Roman von G. v. Schlippenbach.

27
Doktor Ternow öffnete seine Briefe am Kaffeetisch und auch heute tat er es. Ein Anruf des Gatten ließ die junge Frau zu ihm hinübersehen.

„Was gibt es neues, Gustav?“ fragte sie mit der angeborenen Neugier der Gattin. „Nun, so antworte doch. Du bist ja ganz sprachlos geworden.“

Sie eilte zu ihm hin und beugte sich über seine Schulter, in das Weichhaar hineinschauend, das er las.

„Das ist ja herrlich, sie sind verlobt!“ jubelte sie, „gib her, ich will Dir vorlesen, was Dein Freund schreibt.“

Sie nahm das Blatt aus des Doktors Händen und begann: „Mein alter, guter Gustav! Seit gestern bin ich in Eile und umgeben und der überglückliche Bräutigam der Baroness Mollbeck.“

„Der Alte, ich meine mein Schwiegervater, hat sich anständig geäußert, aber zuletzt mußte er klein beigeben und scheint jetzt sehr zufrieden mit seinem Schwiegersohn in ihr zu sein. Ernesta liebt mich ja und wollte nicht von mir lassen, daß hat sie ihm erklärt. Wir sind sehr fest und ich werde mein Glück behaupten gegen alle Welt.“

„Wie eigentümlich das klingt“, sagte Frau Laura, „überhaupt der Brief mißfällt mir, Gustav, die Eitelkeit spricht daraus und die Art und Weise, wie er über den Baron schreibt, ist häßlich.“

„Du hast ein Vorurteil gegen Oskar, meine Liebe“, warf der Doktor dazwischen, „hört auf dem Mist glaubte ich das zu bemerken.“

„Ja, das ist der Fall, und Du selbst hast oft mit mir über ihn gesprochen, gestehe es mir ein. Dein Freund ist anders geworden in den Jahren, die ihr getrennt verlebte. Weißt Du, was er in Amerika alles durchgemacht, was seinen Charakter beeinflusst hat. Er macht mir immer den Eindruck, als sei ein dunkler Punkt in seiner Vergangenheit, der unangenehme Fremde, den wir in Freundschaft haben, muß davon wissen.“

„Ihr Frauen sucht doch überall nach Geheimnissen.“

meinte Ternow, „das ist eure Schwäche.“ Bei sich dachte er, daß der Scharfsicht Laura's nicht getäuscht, daß sie recht habe. Auch darin hatte sie wahr gesprochen, denn Wiedersehen mit Oskar vermutete er in ihm den zu finden, der ihm von ihrer Schulzeit her lieb gewesen. Das Leben modelt an jedem Menschen herum, es formt unser Wesen und verändert Charakter und Ansichten. An Oskar mußte es viel in dieser Beziehung getan haben, oft erkannte Ternow den Freund kaum wieder und es machte ihn traurig, zu sehen, wie anders er sich entwickelt, als man hoffen durfte.

Noch eins beunruhigte den Arzt, er mußte Oskar allein sprechen, und ihn fragen, ob er in diesem letzten halben Jahre die Witte Ernestas erfüllt, ob er dem schrecklichen Mittel entsagt, daß er zu benutzen sich angewöhnt. Der auf diesen Punkt besonders Empfindliche, hatte Ternow eine heftige Rüge erteilt, weil er sein Geheimnis verraten, und nur die Ruhe des Doktors befähigte den Ernsten, der gleich darauf sein Aufbrauen bedauerte.

Am Abend trafen Ternow nach Eile und umgeben und fanden ein strahlendes Brautpaar, das ihnen entgegenkam und sie froh begrüßte. Auch der Baron schien mit der Wahl seiner Tochter etwas ausgeglichen zu sein, oder überwand er sich ihr zu Liebe? Die Nachbarn, die heute die Verlobungsfeier erhalten, erschienen nach und nach, zuletzt Graf Wiberstein mit der Schwägerin. Ernesta war gerade im Speisezimmer mit dem Ordnen der Tafel beschäftigt, da sah sie die wohlbekannten Klappen vorfahren. Ihr wurde ganz schwindelig und sie blieb am Fenster stehen. Gerade hier hatte sie damals gestanden, als Graf Karl mit dem Vater die wichtige Unterredung gehabt. Sie schreckte zusammen, ein markiger Schritt machte, sie kennt ihn wohl, sie möchte stehen und kann es nicht.

„Gnädiges Fräulein, ich möchte Sie allein treffen“, sagte Wiberstein's tiefe Stimme. „Friedrich wies mich hierher.“

Er schweigt und beide stehen stumm neben einander. „Sie wollen mit Glück wünschen?“ fragte sie unsicher, „ich muß Ihnen noch für Ihre Vermittlung danken.“

Sie streckt ihm die Hand hin, es kämpft und arbeitet in seinen mahnlichen Zügen, aber er versteht ruhig: „O bitte sehr, mein Verdienst ist nur gering.“

Dann faßt er die dargebotene Rechte, bei der Verhüllung der weichen, warmen Finger droht seine Selbstherrschung zu schwinden, er beugt sich über sie und küßt sie. „Gott segne Sie und mache Sie glücklich.“

Erneuert ist wieder allein, Graf Karl hat hochaufgerichtet das Zimmer verlassen.

Wenn die Nachbarn mit einem Vorurteil nach Eile und umgeben gekommen, so verstand es der Bräutigam, das selbe zu belegen, indem er die liebenswürdigsten Seiten seines Wesens entwickelte, er zeigte sich schon als Mensch so anziehend, daß er nicht mehr seines Stimmens als Künstler bedurfte, um ihm die Herzen zu erobern. Demnach setzte er der Begeisterung die Krone auf, indem er spielte. Das Brautpaar hatte sich in das letzte Zimmer zurückgezogen, plötzlich tönte sich und beständig der Ton der Wundergeige in den Sälen. Letzte näherte man sich und lautete, lautete der Sprache des Genies, der unter dem Strich des Vogens rein und überwältigend hervorquoll. Wiberstein, der alle um Haupteslänge überragte, konnte das Bild in sich aufnehmen, das er mit einem Blick erfaßte. Von der roten Lippe hell beschienen, war die schlanke Mädchengestalt, die heute ein weißes Kleid trug. Ernesta saß auf einem niedrigen Sessel und über sie gebeugt, die Stridivarin an der Wange, das Haupt an ihr Holz geklammert, stand Oskar. In seliger Verzückung richtete Augen in Auge, während die süßen Melodien wie ein leidenschaftliches Geständnis seiner Liebe um die Braut des Künstlers fluteten.

Wiberstein ließ die schweren Sammetvorhänge fallen, niemand sollte sehen, was er belauscht.

Einige murmelten über die Willkürlichkeit, aber Wiberstein sagte, daß Wiberstein nicht spiele, wenn er sich von so viel neugierigen Augen beobachtet wisse. Etwas gedämpft aber deshalb nicht minder schön, drang jetzt der meisterhafte Vortrag Chopins aus dem Zimmer. Wie er spielte, dieser unheimliche Jüngling, setzte sich die Fürstentronen auf das dunkelste Gelaube, wahrlich er trug den Abschied mit sich, der ihn der Baroness ebenbürtig machte. Jetzt ging die Melodie in einen feinen Gars über, dessen prickelnde Weife das feurige Volk der Luft zu wilden Tanz verlockt hatte, mit fabelhafter Technik perlen die Tänzer, jubelte es in den Sälen, so daß alle atemlos lauschten. Und jetzt eine eigenartige

fremde Komposition, die man noch nie gehört, ein greller Gegenfals neben dem andern, heißes Werden und diffuses Verweilen abwechselnd. Es lag etwas Dämonisches in diesem Stück, etwas von dem eigenen Wesen des Vortragenden.

„Das muß seine Komposition sein“, räumte die kleine Doktorin ihrem Mann zu, „so ist er selbst.“

„Ja, er hat sie mir auf unserer Reise vorgespielt“, erwiderte Ternow. So leise das Gehepär die Worte mochte, das scharfe Ohr Wibersteins, der neben ihnen saß, hat es doch gehört, er begreift, daß Ernesta den Mann lieben muß, dessen Talent sich so glänzend offenbart, der zu den Gottbegnadeten zählt, die den unsterblichen Lorbeer tragen. Jetzt ist es still in dem Zimmer, aus dem noch eben die Flut der süßen Melodien drang. Der Graf erhebt sich und verläßt den Saal, er weiß, in diesem Augenblick hält Oskar Wiberstein seine Braut in den Armen und sie erwidert seine leidenschaftliche Zärtlichkeit, ein wildes Wech durchbohrt das Herz des ersten Mannes bei diesem Gedanken, still geht er in die laue Frühlingsnacht hinaus und kehrt erst nach längerer Zeit zu der Gesellschaft zurück.

Es war nur ein kurzer Brautstand, und schon nach einigen Tagen mußte Oskar Eile und umgeben verlassen, um noch seine letzten Konzerte in Berlin und Hamburg zu geben. Ehe er abreiste, besuchte er Ternow's, und der Doktor stellte an ihn die Frage, die ihn mehr als alles andere quälte. Zu seiner Freude versicherte der junge Künstler ihm, daß er sich das Morphium fast abgewöhnt und es nur noch in den seltensten Fällen gebraucht habe. Das frische Aussehen, die strammere Haltung verriet ihm übrigens den scharfen Augen des Arztes, daß Wiberstein die Witte Ernestas berücksichtigt.

185, 18

Die Verlobten schrieben sich jetzt öffentlich, es war dem geraden Charakter der Braut, wie schon früher erwähnt, höchst peinlich gewesen, einen Briefwechsel zu führen, von dem ihr Vater nichts wissen durfte. Jetzt aber gab er ihr selbst das Schreiben, auf dessen Anschlag der geliebte Namenszug prangte. Die ganze Zärtlichkeit des Vaters war für sein Kind zurückgekehrt, die letzten Wochen unter elterlichem Dache sollten ihr in Erinnerung unvergessen bleiben. Das junge Mädchen war in reizend liebevoller Art um den Baron bemüht und von ihm unzertrennlich

Lokales und Provinzielles.

Samstag, 4. November.

— * **Reformationsfest.** Die Dortmunder Kreis-synode hat an das königliche Konsistorium und die Provinzialsynode das Ersuchen gerichtet, dahin wirken zu wollen, daß der 31. Oktober zum Reformationsfest erhoben und in Preußen als evangelischer Feiertag anerkannt werde.

— * **Auf freien Fuß gesetzt,** wurde der Kaufmann Kloppeppel, Direktor der Terraingesellschaft.

— * **Ohm geisteskrank?** Wie ein hiesiges Blatt zuverlässig erfahren haben will, haben die Verwandten Ohms den Antrag gestellt, den verhafteten Bankdirektor auf seinen Geisteszustand untersuchen zu lassen. Ohm leide zweifellos an Größengewalt. „Meßbespaantheit“ komme in der Familie auch sonst vor; so befindet sich z. B. die Schwester Ohms als unheilbar irrsinnig in der Provinzialirrenanstalt Marienhöhe bei Münster.

— * **Warnung.** Da bald Frostwetter zu erwarten ist, macht die Verwaltung des städtischen Wasserwerkes dessen Konsumenten darauf aufmerksam, daß es zum Schutze der in den Häusern befindlichen Wasserleitungsrohre und Wasserhähne erforderlich ist, die Fenster und Türen, namentlich der Keller, dicht zu schließen, wenn man sich kostspielige Reparaturen nach Möglichkeit ersparen will.

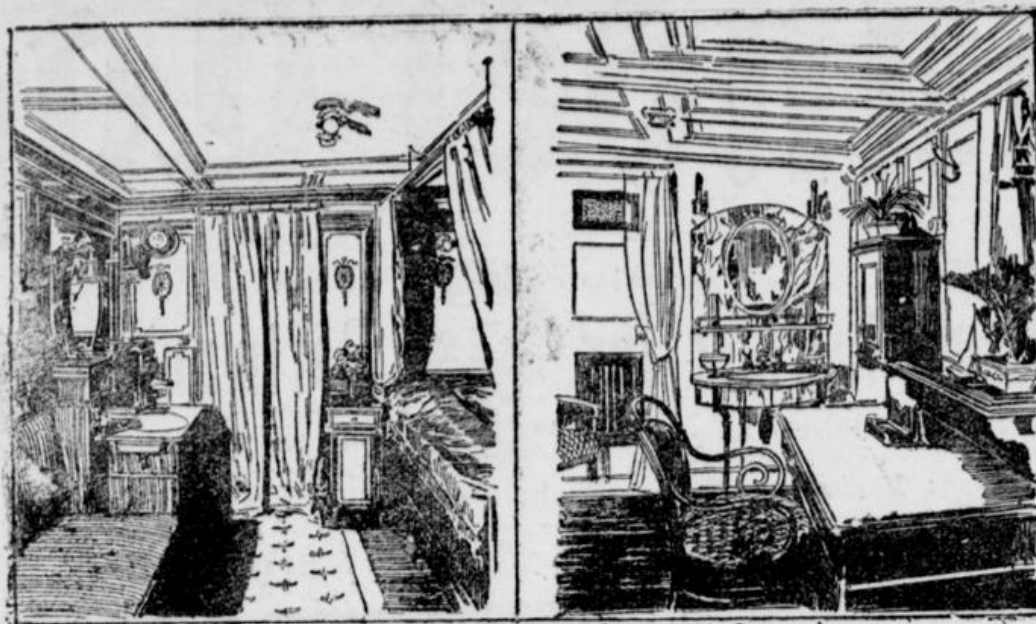
— * **Baterländischer Frauenverein.** Dieser hat am Sonntag, den 4. Dezember wiederum mit seinem herrlichen Biolinispiel unsere ruhmvolle Bürgergesellschaft erfreut. Diesmal wird der große Geiger für gute, wohlthätige Zwecke seine Kunst ausüben. Die Gesamteinnahme des Konzertes wird dem Baterländischen Frauenvereine zu Gute kommen. Diese edle Tat des Meisters wird bestimmt durch zahlreiche Besuch des Konzertes belohnt werden. Die Konzertkarten werden in den nächsten Tagen zur Ausgabe gelangen.

— * **Das 2. Solisten-Konzert** des philharmonischen Orchesters mit Heinrich Knote als Solist wird, wie vorausgesetzt war, und nach dem bisherigen Verlauf der Eintrittskarten angenommen werden kann, ein ausverkauftes Haus bringen. Da bei den bisherigen derartigen Veranstaltungen an der Kronenburg die Beobachtung gemacht worden ist, daß die zu einer schnellen Abfertigung des Publikums getroffenen Einrichtungen nicht genügend bekannt sind, möchten wir hiermit auf diese Einrichtungen hinweisen, damit bei dem nächsten Montag zu erwartenden Andrang Stauungen vermieden werden. In den beiden ersten der rechts und links befindlichen Garderobenräume ist je eine Verkaufsstelle für Programme eingerichtet, welche durch angebrachte Schilder kenntlich gemacht sind. Eine weitere Verkaufsstelle für Programme ist auch am Haupteingang zum Konzertsaal untergebracht, neben welcher die Kasse für Eintrittskarten, gleichfalls durch Plakate kenntlich, sich befindet. Die Verabfolgung eines Programms geschieht nur gegen Vorzeigung der Eintrittskarte, und da in dem Preis für das Programm (20 Pfg.) die städtische Billettsteuer enthalten ist, ist es erforderlich, für jede Eintrittskarte ein Programm zu nehmen; diese gelten dann an der Sperrre als Ausweis für den Eintritt. Diejenigen Herrschaften, welche sich ihrer Garderobe entledigen und Programme gelöst haben, nehmen am besten gleich die Plätze ein, es würde so eine Ueberfüllung der Garderobenräume vermieden und das Konzert könnte pünktlich beginnen. Der Stuhlplan liegt im Verkehrsbüro, Markt 2a, auf.

— * **Kronenburg.** Das 7. Symphonie-Konzert des Philharmonischen Orchesters unter Georg Hüttners Leitung, heute, Freitag, abends 8 Uhr, wird Max Regers symphonischen Prolog zu einer Tragödie eingeleitet, dem eine interessante Novität: Symphonie in G-dur (Op. 22) von Ed. Stauffer folgt. Die technisch sehr schwierige Symphonie espagnole für Violine von Salo wird von einem Schüler des Konservatoriums, Herrn Hermann Wepel, zum Vortrag kommen, weiter werden noch durch das Orchester die ungarischen Tänze von Brahms, sowie die Duettüre zum „Freischütz“ von Weber zu Gehör gebracht.

— * **Vortragszyklus des Herrn Traub.** Seitens des Vorstandes der Vereinigung der Freunde evangelischer Freiheit geht uns folgendes Eingeladung zu: Auf den Vortrag Baumgartens wird vom Montag, den 7. November, an ein Zyklus an Vorträgen des Herrn Pfarrers Lic. Traub folgen. Sein Thema lautet: „Vom Jenseits“. Wie die Antwort auf die Frage nach dem Jenseits und dem Fortleben nach dem Tode ausfällt, ist auch für unser gegenwärtiges Leben von der größten Bedeutung. Es handelt sich hier um eine eminent praktische Frage, zugleich aber auch um ein Problem, das die größten Geister aller Zeiten be-

Von der Asienreise des Deutschen Kronprinzen.



Zur Kronprinzenreise nach Ostasien
Das Schlafgemach d. Kronprinzessin u. d. Wohn-u. Arbeitsraum d. Kronprinzen
auf dem Dampfer „Prinz Ludwig“.

Der Kronprinz des deutschen Reiches hat mit seiner Gemahlin seine, seit langem geplante Asienreise angetreten: in Genua hat er sich an Bord des Reichspostdampfers „Prinz Ludwig“ begeben, der das kaiserliche Paar, welches einwöchentlich unter dem Namen Graf und Gräfin von Ravensburg reist, nach Indien tragen wird. Selbstverständlich wird sich der Kronprinz einen großen Teil der Bequemlichkeiten und des Komforts, welches ihn in der Heimat umgab, auf dem Schiffe, auf dem bekanntlich jeder Quadratmeter ausgenutzt ist, versorgen müssen, doch ist natürlich von der in Frage kommenden Schiffahrtsgesellschaft alles getan worden, um die kleinen, den Herrschaften zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten so vornehm, behaglich als möglich auszustatten. Obwohl die Räume außerordentlich klein sind, hat man es doch verstanden, sie sehr hübsch und außerordentlich praktisch und wohnlich einzurichten.

Unsere Bilder zeigen neben dem einzigen Zimmer des Kronprinzen, das Schlafgemach der Kronprinzessin. Der Kronprinz hat das bisherige Wohngemach

schäftigt hat. Reizvoll ist es auch, einen Blick in die unendliche Mannigfaltigkeit der Vorstellungen vom Jenseits zu werfen, die sich bei verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeiten finden. Eine besonders merkwürdige Erscheinung ist es, wie manche Gebanten, z. B., der von der Seelenwanderung uraltan Ursprungs sind, durch die weitere Entwicklung der Völker und Religionen überholt scheinen und dann doch plötzlich im neuen Gewande wieder auftreten. So finden wir bei Nießsche eine Erneuerung, bei Schopenhauer, wenigstens größte Hochschätzung des Seelenwanderungsglaubens. Das Thema das Jenseits ist für jeden religiös wie für jeden psychologisch-interessierten Menschen von höchstem Interesse. Weiteres siehe im Inzeratenteil dieser Nummer.

— * **Von der Flotte.** Auf Einladung der hiesigen Ortsgruppe des Deutschen Flottenvereins rüb die „Minerva“, Gesellschaft für unterhaltende und wissenschaftliche kinematographische Vorführungen m. B. S. in Berlin, in der nächsten Woche im großen Saal des Reinoldsbühnen kinematographische Vorführungen aus dem Bereich von Deutschlands Kriegs-, Handels- und Luftflotte veranstalten. Es ist der Gesellschaft gelungen, für das diesjährige Programm ganz vorzügliche Aufnahmen von der Hochseeflotte gelegentlich der Manöver derselben im Juli ds. J. anzufertigen, der Photograph der Gesellschaft war vom 11. bis 16. Juli ds. J. auf dem Flottenlagerschiff „Deutschland“ eingeschiff. In den Bildern werden auch die neuen deutschen Dreadnoughts „Westfalen“ und „Rassau“ erscheinen. Es sind mehrere Schülervorstellungen, sowie eine Hauptvorstellung beabsichtigt.

— * **Viehheuer-Theater.** Auf einem Gaudium des Verbandes der Privattheater-Bereine Deutschlands, der hier stattfand, wurde der Ankauf einer Theaterbibliothek im Werte von rund 15 000 Mark, sowie die Einführung einer Unfall- und Haftpflichtversicherung für die Verbandmitglieder beschlossen.

— * **Soch, 3. November.** Bei Ausübung ihres Dienstes verunglückten zwei Eisenbahnbeamte. Der Kgl.

des zweiten Kapitäns, die Kronprinzessin die Räumlichkeiten zur Verfügung, welche bisher von dem ersten Offizier bewohnt wurden. An der Inneneinrichtung ist auf Wunsch des prinziplichen Paares nichts geändert worden.

Aus Genua wird unterm 3. d. M. berichtet: Infolge des Infanzitos des deutschen Kronprinzenpaares fiel die Begrüßung durch die italienischen Behörden am Bahnhof Genua aus. Wenige Minuten nach ihrer Ankunft besiegten die Herrschaften die Autos. Am Anlegeplatz war die gesamte deutsche Kolonie versammelt, die die Eintreffenden mit Hochrufen begrüßte. An Bord erwartete Kommandant Bremermann und Kapitän v. Binger die hohen Herrschaften. Alsbald meldete sich Kapitän Habernicht, der den Abfertigungsprozess für das Verreiseungsschiff „Planet“ nach dem fernsten Osten führt. Nach der Vorstellung der Schiffsoffiziere geleitete Kapitän v. Binger das Kronprinzenpaar in seine Wohnung. Der Dampfer „Prinz Ludwig“, mit dem Kronprinzenpaar an Bord, lichtete um 12.35 Uhr die Anker. Eine große Menschenmenge war am Ufer versammelt. Die Reisenden winkten der Menge, die in Jubelrufen ausbrach, immer wieder freundlich zu, bis das Schiff den Hafen verließ.

Labemeister Heimbächer aus Lippstadt stürzte aus dem Fackelwagen eines Zuges mit dem Kopfe gegen eine Barriere. Er erlitt einen Schädelbruch und starb an den Folgen. — Bei der Explosion Overhang (zwischen Lippstadt und Beninghausen) stürzte der Bremser Jakob Kehlen beim Anziehen des Zuges von seinem Bremssitz auf das Gleise. Es wurde ihm vom nachfolgenden Zuge, das links sein zermalmt, es wurde amputiert.

— * **Essen, 2. November.** Dem Beispiele anderer Städte ist bekanntlich die Stadt Essen gefolgt, als sie aus Anlaß der jüngsten Preissteigerung einen städtischen Fischmarkt eingerichtet hat. Der Markt beginnt nun zum ersten Male morgen. Von seiner Benutzung hängt es ab, ob er (wie z. B. in Barmen, wo er sich außerordentlicher Beliebtheit erfreut) zu einer dauernden Einrichtung gestaltet wird. Als Marktplatz kommen der städtische Vieh- und Schlachthof und der Rüttenfelder Marktplatz in Betracht.

— * **Mörs, 3. November.** Der 16 Jahre alte Sohn des Postverwalters Diebshofen, in Lintfort ist nach Unterschlagung von 1400 Mark, die er einem Postbeutel entwendet, flüchtig geworden.

Beleidigungsklage Traub-Guttmann gegen den Kaplan König

× Dortmund, 3. November.

Der Kaplan König, welcher früher in Dortmund tätig war und im Nebenausschuss als Redakteur des Kirchen Anzeigers der Liebfrauenkirche fungierte, hatte in einem Artikel, die Zustände im Protestantismus, die Ansichten des Pfarrers Traub als himmelverbanntes Zeug und frechen buntum Bildnis bezeichnet und Professor Guttmann als eifrigen Agenten Traubs, der den von ihm unterrichteten Kindern das falsche Gut zu rauben bestrebt sei. Im einzelnen wurde dem Pfarrer Traub von dem Kaplan König, der inzwischen nach Wesen verlegt worden ist, vorgeworfen, daß er das

in die Heimat zu folgen. Mit einem Fluche weist Traub sie zurück und segnet Sulamith. In einem furchtbaren Wüstensturm finden wir Traub, auf den Tod erschöpft. Da, als die Wut des Samum sich gelegt, erscheint Sulamith. Traub erfährt ihre Verzeihung, und in der Gewissheit, ewig im Tode mit ihr vereint zu sein, stirbt er in ihren Armen.

Der heutigen Aufführung kann man nur sehr bedingt Beifall spenden. Die Leistungen sowohl der Solisten als auch des Chores waren so ungleich, daß eine rechte Freude an der Geboten gar nicht aufkommen wollte. So war gleich der Eingangssatz „Deinetuch Lote“ matt und unrein, und diese Unreinheit wollte fast den ganzen Abend nicht weichen. Wer weiß, welche Sorgfalt auf das Einstudieren der Chöre an unserem Theater verwendet wird, mußte heute Abend mandant den Kopf schütteln. Aber ich glaube, daß das abschließende Weiter auf die Sänger seine nachteilige Wirkung ausübte; indessen auf die Solisten scheint mir das zweifelhafte: Man kann Herrn Wildbrunn doch sonst kein Detonieren vorwerfen, heute Abend war aber die ganze Gartenszene zu tief. Sein Spiel war, wie immer, überzeugend wahr. Fräulein Schwarz hat das Wetter so gefaßt, daß Herr Otto vom Stadttheater in Barmen für sie eintreten mußte — kein vollgültiger Ersatz. Auch sie blieb während der ganzen Dargestellte unter dem Ton. Das Organ an sich hält auch den Vergleich mit dem der Fräulein Schwarz nicht aus an Ambros und Ruhe, selbst nicht an Kraft, besonders in der Mittellage. Verhältnismäßig gut war Herr Bara als Hohenpfeifer, aber auch nicht durchweg einwandfrei nach Seiten der In-

Beitrag als eine heidnische Sitte und die Meerwunder der Christen als Seemärchen bezeichnet habe. Ferner wurde von König behauptet, Traub habe im Korrespondenzunterricht die Historien der Bibel als Märchen dargestellt. Schließlich stellte König die Behauptung auf, daß Traub auf der Kanzel in einer Osterpredigt gesagt habe, Christus sei nicht auferstanden. Pfarrer Traub und Professor Guttmann strengen wegen der Schmähungen, die sich König gegen sie hatte auszubilden lassen, Beleidigungsklage an, die am Donnerstag vor dem Dortmunder Schöffengericht zur Verhandlung kam. Traub erklärte zunächst, daß die über seine Äußerungen in Wort und Schrift gemachten Behauptungen Königs der Wahrheit nicht entsprächen und daß der in Frage kommende Artikel zweifellos schwere Beleidigungen in formaler Beziehung enthalte. Professor Guttmann fügt sich durch den Artikel in seiner Amtsrede verlegt und erklärte, daß niemals die Eltern seiner Schüler Anstoß an seinem Unterricht genommen hätten. Der Artikel Königs sei geeignet das Vertrauen seiner, namentlich der katholischen, Schüler zu ihm zu untergraben. Kaplan König war nicht selbst erschienen. Für ihn erklärte der Rechtsanwalt Schneider aus Köln, daß Traub durch seine hartnäckige Behauptung der dogmatischen Seilschwärzer der evangelischen und der katholischen Kirche die Ausführungen Königs geradezu herausgefordert und selbst bei vielen rechtskräftigen Protestanten Anstoß erregt habe. Im übrigen werde das, was König im einzelnen behauptet habe, aufrecht erhalten. Die inkrimierte Beleidigung treffe das Richtige, denn die irreligiöse Haltung Traubs gefährde das Seelenheil der Kinder. Aus dem Umgang, den Traub mit geisteskranken Gelehrten pflege, könne man schließen, daß König Recht habe. Die Beleidigung Königs, daß die irreligiöse Haltung Guttmanns auf den Unterricht nicht ohne Einfluß sei, sei durchaus gerechtfertigt. In seiner Erwiderung auf diese Ausführungen erklärte Pfarrer Traub u. a., daß er als evangelischer Geistlicher in Amt und Würden wohl seinen vorgelegten Behörden, nicht aber dem mania König irgend welche Rechenschaft schuldig sei. Als Sachverständiger äußerte sich der der liberalen Richtung zugewandte Universitätsprofessor Kade dahin, daß ein Katholik zu einem Urteil über Traubs Reden nicht berufen sei, da der Katholik alles, was die evangelische Kirche lehre, ohne Weiteres als Irrlehre betrachte. Im übrigen herrsche Freiheit hinsichtlich dessen, was bei den Evangelischen als Glaubenswahrheit zu betrachten sei. Gymnasialdirektor Dr. Franz gibt dem Professor Guttmann das Zeugnis, daß keinerlei Klagen über dessen Unterricht laut geworden. Im Anschluß daran, und unter Hinweis auf sein gutes Verhältnis zu den katholischen Religionslehrern am städtischen Gymnasium, spricht Prof. Guttmann die Ansicht aus, daß Kaplan König seine Behauptungen wider besseres Wissen aufgestellt habe. Der vom Kaplan König vorgelegte orthodoxe Zeuge Rentner Nidel ist entsetzt gewesen über die Oberpredigt Traubs, befreit aber, gesagt zu haben, daß Traub im Konfirmationsunterricht die biblischen Geschichten als Märchen bezeichnet habe. Der positive Gutachter Prof. Dr. Eidhoff aus Hamm kann Traub nicht für rechtskräftig halten und verdammt ihn, weil er seine Zweifel öffentlich ausgesprochen. Oberlehrer Wendland befindet, daß Kaplan König auf anfällige Äußerungen Guttmanns geantwortet habe. Das soll nach des Verteidigers Ansicht das gute Recht Königs gewesen sein.

Der Gerichtshof verurteilte den Kaplan König wegen Beleidigung zu 150 Mark Geldstrafe oder 30 Tagen Gefängnis. — Auf die Urteilsbegründung kommen wir noch zurück.

— * **Handel und Verkehr.** Dortmund, 3. Nov. Gläubigerversammlung im Konkurs des Rechtsanwalts und Notars Ellerbed. Erschienen war ein Gläubiger, der eine Forderung von 7,30 Mark vertretet. Dieser nahm den Bericht des Konkursverwalters Rechtsanwalt Dr. Reuten entgegen, wonach Ellerbed in der zweiten Hälfte der 90er Jahre durch Vermittlung seines Onkels, des Hofjuristen Othmar in Münster in Beziehung zur Hofschaffens Bankommanib Ohm, Sternkamp u. Co. trat und 1907 von seinem Schwiegervater Geheimrat Im Walle veranlaßt wurde, sich an der Emission der Brauhausaktien zu beteiligen, die zu einem Kurse von 125 Prozent durch die Berliner Handelsbankgesellschaft an den Berliner Börsen eingeführt werden sollten. Aus dieser Einführung wurde nichts. Das Konsortium Ellerbed, Ohm, Im Walle usw., das die Aktien übernahm, schuldet daraus noch 1232 574 Mark. Als die Aktien der Niederbayerischen Bank an der Börse eingeführt worden waren und das

Kapital um 100 000 Mark übersteigen, auf die Bank zu 750 000, die in Hamburg 120 000 Mark den. Ellerbed der Aktienbank misurms in B. gewesen, daß menbrud 1000 4000 Mark a. überdeutchen W. den: 1600 Mark. orate, 1000 die aber nicht aus bei der Uem auf die er n. tien sind wer über der Wie. cüstigung 0,6 Prozent

— * **Handel und Verkehr.** Dortmund, 3. Nov. Gläubigerversammlung im Konkurs des Rechtsanwalts und Notars Ellerbed. Erschienen war ein Gläubiger, der eine Forderung von 7,30 Mark vertretet. Dieser nahm den Bericht des Konkursverwalters Rechtsanwalt Dr. Reuten entgegen, wonach Ellerbed in der zweiten Hälfte der 90er Jahre durch Vermittlung seines Onkels, des Hofjuristen Othmar in Münster in Beziehung zur Hofschaffens Bankommanib Ohm, Sternkamp u. Co. trat und 1907 von seinem Schwiegervater Geheimrat Im Walle veranlaßt wurde, sich an der Emission der Brauhausaktien zu beteiligen, die zu einem Kurse von 125 Prozent durch die Berliner Handelsbankgesellschaft an den Berliner Börsen eingeführt werden sollten. Aus dieser Einführung wurde nichts. Das Konsortium Ellerbed, Ohm, Im Walle usw., das die Aktien übernahm, schuldet daraus noch 1232 574 Mark. Als die Aktien der Niederbayerischen Bank an der Börse eingeführt worden waren und das

Dortmunder Stadttheater.

Dortmund, 3. Nov.

„Die Königin von Saba“.

Oper von Karl Goldmark.

Die Oper kam 1875 in Wien heraus und nahm bald ihren Weg über alle leistungsfähigen Bühnen des In- und Auslandes. Zum eigentlichen Reizmittel ist sie indes nicht geworden, obwohl die Kritik sie günstig aufnahm. Der Musik fehlt zu sehr das Ueberzeugende, wie wir es z. B. bei Wagner bewundern. Sie erinnert zu sehr an Verdi'sche Manier, sie ist farbenreich, voll Leben und oft außerordentlich. Was an der Oper besonders interessiert, ist das orientalische, speziell israelitische Lokale. Der Inhalt ist kurz folgender: Die Königin von Saba befindet sich auf der Reise nach Jerusalem, um einer Einladung des Königs Salomons, war auf dessen Befehl der Königin entgegengekommen. Als er zurückkehrt, tritt er seiner Braut Sulamith, kalt entgegen. Dem Könige entgeht gleich der Braut die Veränderung in Salomons Benehmen nicht. Zur Rede gestellt, erzählt Salom, was ihm begegnet ist: Er hat das Ansehen der Königin nicht gekostet, nur vor Salomon wird sie es entschleiern. Als er mitleid von des Tages Schwüle im Moose eines Cedernwaldes lagerte, vernahm er plötzlich das Plätschern einer Quelle. Er erhob sich, zu laufen und erblickte ein Weib von wunderbarer Schönheit. Von heißer Liebe entbrannt, fassen beide am rieselnden Quell. Der König spricht beruhigend zu Salom, und dieser gelobt, seiner Braut treu zu bleiben. Da erscheint die Kö-

nigin, und Salom erblickt in ihr das Weib, mit dem er am Quell koste. Entzückt stürzt er auf die Königin zu, aber sie weist den wahnwitzigen „Bremen“ zurück. Im Herzen jedoch glüht der Königin Herz für Salom. Ihrer Dienerin Altrath gelingt es, Salom in das Halbdunkel des Gartens herbeizuloden. In der Königin glaubt er ein Traumbild zu erblicken und sinkt verzückt zu ihren Füßen nieder. So finden ihn die Palastwächter, die ihn für geistesgestört halten. Am Tempel findet im Beisein des Königs die Trauung Saloms mit Sulamith statt. Auch die Königin erscheint, um der Braut Geschenke zu überreichen. Bei ihrem Anblick wirft Salom den Ring fort und wendet sich in höchster Erregung zu ihr. Aufgefordert, das Rätsel zu lösen, erklärt die Königin abermals, den Mäntel nicht zu kennen. Der Hofkapellmeister läßt nun das Allerheiligste öffnen, um mit Hilfe Gottes die Geister des Wahnsinns zu bannen, die Salom ergriffen haben. In seiner Kaiserer verläßt dieser aber die Hilfe Gottes und ruft: „Meine Götter bet ich an!“ Durch diese Gotteslästerung ist der Unglückliche dem Blutgericht verfallen. Zu Ehren der Königin findet ein Fest statt und während desselben bittet sie Salom, er möge ihr Salom überlassen. Doch der König hat sie durchschaut und schlägt ihr die Bitte ab, obgleich sie droht, an der Spitze ihrer Krieger wieder zu kommen. Auch die tiefgebeugte Sulamith bittet für Salom. Mit prophetischem Tone heißt sie der König in die Wüste ziehen: Im Wüst der Gottgeweihten wird sie ihren Geliebten und ihren Frieden wieder finden. Salom ist verbannt, vor den Berghöhen tritt jetzt die Königin und verurteilt ihn, in

tionation. Herr Werhard fand sich mit dem Ballo aufheben gut ab. Eine gute Leistung, vielleicht die beste des Abends, war der Salomon des Herrn Reisinger. Wenn auch sein gesundes, kerniges Organ zuweilen mehr hätte hergeben können, indessen auf Tonreinheit blieb er nicht schuldig, und das Königlische im Bild und Gebärde geriet ihm fast durchweg. Fräulein Stelckan lang die Königin. Ich habe immer an dieser Stelle für Nachhilfe plädiert, aber ich habe auch selber heute Abend keinen Fortschritt feststellen können. Ich glaube, daß auf Fräulein Stelckan ein anderes böses Wetter seinen Einfluß ausübt: Die Dame scheint durch die konsequente Ablehnung seitens der hiesigen Presse nerods geworden zu sein. Das wäre schade! Wie schon, wenn sie sich trotz allem, zur echten Künstlerin entwickelte. Ihre Malvin „Altrath“ hatte in Fräulein Dörr eine gute Vertreterin gefunden. Die Sorenen waren sehr stimmungsstark, und die Tänze wurden von unserem Corps de Ballet ganz reizend ausgeführt. Ein besonderes Lob gebührt Fräulein Berin und Fräulein Urdan. Herr Direktor Hofmann hatte im Vereine mit Herrn Förster als Regisseur alles aufzuboten, um die Aufführung recht glänzend zu gestalten, und das Orchester — ja das Orchester dient mir als Entschädigung für manchen erhofften aber nicht genossenen Lederbissen. Aber beneidet habe ich heute Abend Herrn Kapellmeister Wolfram nicht, der mit Chor und Solisten oft seine liebe Lust hatte. Das Haus war sehr gut besetzt, ich möchte glauben ausverkauft, und wenn der Beifall nicht außer gewöhnlich herzlich war, bei einer Wiederholung wird alles besser werden.

Kapital um 100 000 Mark übersteigen, auf die Bank zu 750 000, die in Hamburg 120 000 Mark den. Ellerbed der Aktienbank misurms in B. gewesen, daß menbrud 1000 4000 Mark a. überdeutchen W. den: 1600 Mark. orate, 1000 die aber nicht aus bei der Uem auf die er n. tien sind wer über der Wie. cüstigung 0,6 Prozent

— * **Handel und Verkehr.** Dortmund, 3. Nov. Gläubigerversammlung im Konkurs des Rechtsanwalts und Notars Ellerbed. Erschienen war ein Gläubiger, der eine Forderung von 7,30 Mark vertretet. Dieser nahm den Bericht des Konkursverwalters Rechtsanwalt Dr. Reuten entgegen, wonach Ellerbed in der zweiten Hälfte der 90er Jahre durch Vermittlung seines Onkels, des Hofjuristen Othmar in Münster in Beziehung zur Hofschaffens Bankommanib Ohm, Sternkamp u. Co. trat und 1907 von seinem Schwiegervater Geheimrat Im Walle veranlaßt wurde, sich an der Emission der Brauhausaktien zu beteiligen, die zu einem Kurse von 125 Prozent durch die Berliner Handelsbankgesellschaft an den Berliner Börsen eingeführt werden sollten. Aus dieser Einführung wurde nichts. Das Konsortium Ellerbed, Ohm, Im Walle usw., das die Aktien übernahm, schuldet daraus noch 1232 574 Mark. Als die Aktien der Niederbayerischen Bank an der Börse eingeführt worden waren und das

— * **Handel und Verkehr.** Dortmund, 3. Nov. Gläubigerversammlung im Konkurs des Rechtsanwalts und Notars Ellerbed. Erschienen war ein Gläubiger, der eine Forderung von 7,30 Mark vertretet. Dieser nahm den Bericht des Konkursverwalters Rechtsanwalt Dr. Reuten entgegen, wonach Ellerbed in der zweiten Hälfte der 90er Jahre durch Vermittlung seines Onkels, des Hofjuristen Othmar in Münster in Beziehung zur Hofschaffens Bankommanib Ohm, Sternkamp u. Co. trat und 1907 von seinem Schwiegervater Geheimrat Im Walle veranlaßt wurde, sich an der Emission der Brauhausaktien zu beteiligen, die zu einem Kurse von 125 Prozent durch die Berliner Handelsbankgesellschaft an den Berliner Börsen eingeführt werden sollten. Aus dieser Einführung wurde nichts. Das Konsortium Ellerbed, Ohm, Im Walle usw., das die Aktien übernahm, schuldet daraus noch 1232 574 Mark. Als die Aktien der Niederbayerischen Bank an der Börse eingeführt worden waren und das

— * **Handel und Verkehr.** Dortmund, 3. Nov. Gläubigerversammlung im Konkurs des Rechtsanwalts und Notars Ellerbed. Erschienen war ein Gläubiger, der eine Forderung von 7,30 Mark vertretet. Dieser nahm den Bericht des Konkursverwalters Rechtsanwalt Dr. Reuten entgegen, wonach Ellerbed in der zweiten Hälfte der 90er Jahre durch Vermittlung seines Onkels, des Hofjuristen Othmar in Münster in Beziehung zur Hofschaffens Bankommanib Ohm, Sternkamp u. Co. trat und 1907 von seinem Schwiegervater Geheimrat Im Walle veranlaßt wurde, sich an der Emission der Brauhausaktien zu beteiligen, die zu einem Kurse von 125 Prozent durch die Berliner Handelsbankgesellschaft an den Berliner Börsen eingeführt werden sollten. Aus dieser Einführung wurde nichts. Das Konsortium Ellerbed, Ohm, Im Walle usw., das die Aktien übernahm, schuldet daraus noch 1232 574 Mark. Als die Aktien der Niederbayerischen Bank an der Börse eingeführt worden waren und das

an, darüber erregt gewesen zu sein, daß man ihn wegen solcher Lappalie vor seinem Hause habe verhaften wollen. Auch habe er sich geglaubt, daß ihn der Schuhmann kenne, so daß er habe annehmen müssen, daß es sich um eine Schikane handele. — Polizeikommissar Meyer stellte dem beleidigten Beamten ein glänzendes Zeugnis aus. — Der Angeklagte wurde wegen Verleumdung zu 50 Mark, wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt zu 100 Mark, insgesamt zu 150 Mark Geldstrafe und Tragung der sämtlichen Kosten verurteilt. Dem Schuhmann wurde Publikationsbefugnis zugesprochen. — Der Anwalt hatte 300 Mark Geldstrafe beantragt. Der Anspruch des Nebenklägers auf Zahlung einer Buße von 60 Mark wurde abgewiesen, da das Gericht es für möglich erachtete, daß der Schlag des D. unabhängiglich geführt worden sei.

Nürnberg, 2. Nov. Wegen Vergehens gegen die Religion, Verleumdung eines Pfarrers und eines in der Kirche begangenen Sausriedensbruchs mußte sich die Gürtlerswitwe Barbara Strölein aus Wernfels vor der Strafkammer zu Nürnberg verantworten. Sie ist eine überfällige Kirchengängerin, eine sogenannte Bettstewer, die täglich zur Frühmesse zu erscheinen, sehr laut zu beten und nach dem Gottesdienst betend in ihrem Kirchstuhl zu verbleiben pflegte. Es scheint zwischen ihr und dem Pfarrer aber ein Groll bestanden zu haben, denn der Pfarrer hat ihr, weil sie angeblich durch ihr lautes Beten fast stets den Gottesdienst störte, eines Tages gesagt, sie möge die Kirche verlassen. Das hat die fromme Strölein so erregt, daß sie den Pfarrer einen „fünfhäufigen Priester“ nannte, der wegen seines Verhältnisses zu seiner Haushälterin schon längst die Gemeinde hätte verlassen müssen. In der Verhandlung gab der Pfarrer zu, daß er sich einmal in angelegentlichem Zustande an der Haushälterin habe vergehen wollen, es sei aber nichts passiert. Er habe indes gelegentlich der Anwesenheit des Bischofs bei der Firmung eine kirchliche Strafe erhalten. Die Angeklagte gab an, der Pfarrer verfolge sie, er habe sie ein „Sausweibchen“, einen „Teufel in Menschengestalt“ genannt. Das Urteil gegen die Angeklagte lautete unter Freisprechung von der Auflage des Sausriedensbruchs auf drei Wochen Gefängnis.

Fritz Reuter.

Ein Lebensbild des Dichters zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages

1810 — 7. November 1910.

Von Dr. Curt Rudolf Kreuschner (Friedenau).

In der langen Reihe von Dialekt-Dichtern, die im Deutschen Volk erstanden sind, seit der selbige Reuter von „Eutin“, Johann, Heinrich, es als erster nach langer Zeit wieder wagte, eine Volksmundart zu poetischen Darstellungen zu benutzen, nimmt Fritz Reuter nicht nur durch die unerschöpfliche Fülle seines köstlichen Humors eine besondere Stellung ein. Ein ihm ebenbürtiger lebt, noch heute mitten im regen Schaffen stehend, im Herzen der grünen Steiermark, Peter Rosegger, dem das Schicksal das seltsame Bild beiseite hat, daß er sie auch zum geistigen Führer des deutschen Volkstums in Reiche der schwarz-gelben Grenzgebiete und zum erfolgreichen Kämpfer für Gewissens- und Glaubensfreiheit aufschwüngen konnte. Beiden gemeinsam aber ist, daß sie unter den Gegenständlichkeiten, wie sie in Natur, Mundart, und Volksschmerz zwischen den Alpenbergen und der deutschen Tiefebene an der Vaterkante bestehen, für den Ausdruck des von ihnen empfundenen und erlebten die wahrsten und edelsten Naturlaute gefunden haben, die der Mensch- und hörensreudige Deutsche mit demselben ästhetischen Vergnügen in sich aufnimmt, gleichviel ob sein Vaterhaus am reizenden Bergstrom der Mur, tief drinnen im „Medlenburgerischen“ oder in irgend einem anderen Winkel des gemeinsamen germanischen Vaterlandes steht.

Sechshundredig Jahre nach seinem Tode lesen sich Reuters Werke ohne Ausnahme noch ebenso, als ob er mitten unter uns wohnt. Als echter Dichter, der seine Gestalten aus dem realen Leben herausgeißt, und nach Art der Schlüsselmomente in voller, plastischer Wirklichkeit vor den Leserkreis hinstellt, ist er vor dem traurigen Schicksal jener zahlreichen literarischen Modegötter verschont geblieben, die nach einer kurzen Zeit scheinbarer Berühmtheit, physisch noch lebend, ihren schriftstellerischen Tod und Leidenbegangnis mit anschauen mußten. Dazu aber kommen noch die unsagbar traurigen Schicksalsfügungen, die die volle erste Hälfte seines 64 Jahre währenden Lebens ausfüllen und es als schier unbegreiflich erscheinen lassen, wie der schwer geprüfte und anscheinend rettungslos dem temporären Alkoholismus verfallene Mann, der in seinem Berufsrecht bodenständig zu werden vermag, sich erst an der Grenze zwischen dem jüngeren und reiferen Mannesalter plötzlich als ein gottbegnadeter Dichter ersten Ranges entpuppt und zur hohen Rieche im Überflut der deutschen Nationalliteratur entwickelt. Alles in allem also ein Dichterberuf, das kaum seines gleichen findet und es nicht als zur Gattung jener unerschöpflichen literarischen Leichenausgrabungen gehörend erscheinen läßt, wenn man an seinem 100. Geburtstag versucht, der Nachwelt sein Charakterprofil im engen Rahmen eines Zeitungsausschnitts mit wenigen Strichen zu verzeichnen.

Fritz Reuters Familie gehörte zu jenen tausenden fleißigen und ruhig gesinnten, protestantischen Bewohnern des Erzstums Salzburg, die ihres Glaubens wegen von dem damals noch voll souveränen Landesfürsten, dem Erzbischof, aus ihrer alten angestammten Heimat vertrieben worden waren, und in ihrer Mehrzahl in den Bänden Friedrich Wilhelm I. von Preußen gastliche Aufnahme fanden. Des Dichters Großvater, der den geistlichen Beruf ergreifen wollte, war jedoch, um sich vor den preussischen Werbern in Sicherheit zu bringen, nach Medlenburg gegangen, und wurde dort Prediger in Dehmen, wo ihm sein zweiter Sohn, des Dichters Vater geboren wurde, der die Verwaltungsbahn einschlug, und seit 1805 als Auditor und seit 1808 als Bürgermeister von Stadthagen amtierte. Nach allen Berichten, scheint er ein über die Massen rauher und harter Mann gewesen zu sein. In seiner

Rechtschaffenheit und erstem Willen über alle Zweifel erhaben, so daß die Stadt alle Fortschritte auf kommunalem Gebiete nur ihm allein zu verdanken hatte, lebte er im eigenen Hause die nachgelassenen Seiten seines herrlichen Lebens mit rücksichtsloser Schärfe heraus. In sequenter Hinsicht gegen sich selbst so nachsichtig, daß er zwei ihm vor und nach der Geschlechtsung mit Johanna Delyel unehelich geborene Töchter nicht nur in gesetzlicher Form adoptierte, sondern sogar seinen einzigen ehelichen Sohn im Erbrecht voranstellte, konnte er von Anfang an im tyrannischen Starrsinn nicht begriffen, daß sein einziger Sohn nicht in allen Stücken ein getreues Spiegelbild, sondern aus anderem Holz geschnitten war, als er selbst.

ausgesprochene Unzufriedenheit, sich aus dem sicheren Stadenhagen, schon im Oktober behufs seiner Immatulation nach Berlin zu wagen, wo er am 31. Oktober verhaftet und nach dem verhängten Gefängnis am Hausvogteiplatz gebracht wurde, von dem das Verslein zu sagen weiß:

Wer die Wahrheit kennt und sagt sie frei,
Der kommt nach Berlin in die Hausvogel!

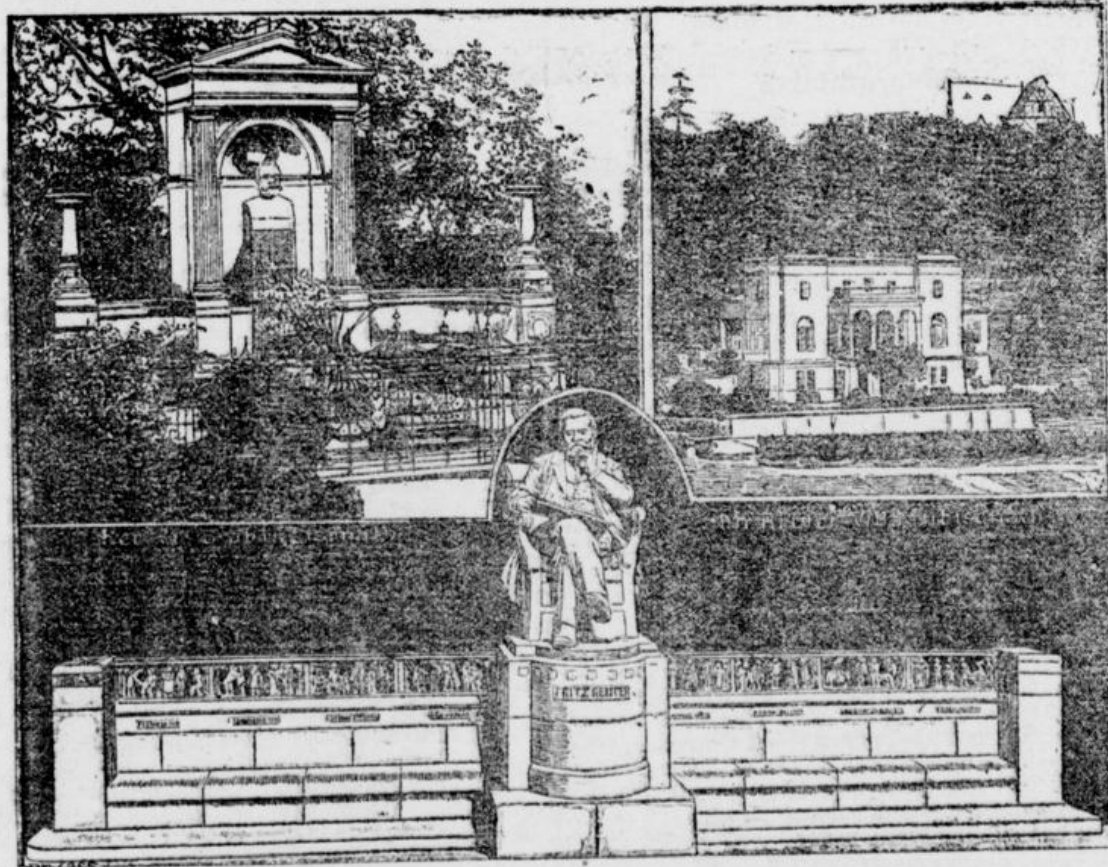
Die Pforten des Gefängnisses hatten sich hinter ihm geschlossen, um erst nach langen 7 Jahren den unglücklichen Studenten wieder frei zu geben, dessen einziges Verbrechen es gewesen war, die deutschen Fäden zu tragen und den Idealismus von einem großen, einigen und freien Deutschland in begeisterten Liedern und Worten



Die Konflikte, die sich so häufig dort herausbilden, wo eigensinnige Väter die Erziehung der Individualität der Söhne nicht anpassen, sondern deren unfehlbare Vorführung spielen wollen, blieben auch hier nicht aus, umso mehr als des Dichters sanfte Mutter, die bei einer späteren Entbindung bleibende Lähmung erlitt, und vom Lehnstuhl aus die Wirtschaft regierte, nur wenig als vermittelndes Element eingreifen konnte. Bald nachdem Fritz im Jahre 1824 die Gelehrtenschule in Friedland bezogen hatte, wo er sich freilich nicht eben durch Fleiß auszeichnete, begann das Martyrium. Auf maßlos beständige Briefe des Vaters, wenn der Sohn seine Pflicht nicht voll getan hat, kommen von Friedland demütigste Entschuldigungen und

ten hinausströmen zu lassen. Wegen Hochverrats nach dreijähriger Unterdrückung zum Tode verurteilt, aber zu dreijähriger Festungshaft begnadigt, wird er nunmehr, obwohl sein Vater alles daran setzt, ihn frei zu bekommen, von Festung zu Festung, von Silberberg in Schlesien nach Groß-Glogau, nach Magdeburg, nach Graubenz geschleppt, 1839 an Mecklenburg ausgeliefert, wo er in Dömitz an der Elbe interniert wird, und endlich nach dem Tode Friedrich Wilhelms 2. von Preußen im September 1840 in Freiheit gesetzt.

Der ausichtslose Versuch seines Vaters, trotz allem, was vorausgegangen, den dreijährigen, der sich in Silberberg das Raster des Quartalkranks angewöhnt hatte, dennoch in die Juristenlaufbahn hineinzupressen,



Versprechen. Als Fritz wider Erwarten nicht nach Brima verlegt wird, bricht das Ungewitter des väterlichen Jorns los. Über endlich erringt sich der jeden Zwang hassende Jüngling zu Michaeli 1831 doch ein sehr mittelmäßiges Reifezeugnis, mit dem er, da der Vater ihm die Ausbildung als Maler verweigert, die Landesuniversität Hofstadt bezieht, um die Rechte zu studieren. Als er nach einem Semester die ihm widerwärtige Weisheit der akademischen Gassen von Hofstadt mit Jena vertauschen will, gibt es aufs neue entsetzliche Ausbrüche. Schließlich setzt er aber seinen Willen durch und zieht im Mai 1832 nach der Thüringischen Musterschule, deren Burschenherlichkeit ihn ohne sein Verschulden in die tragischen Verwicklungen führen sollte, die ihm auf lange Jahre hinaus die Freiheit kosteten.

Abwohl er sich nie ernstlich um politische Angelegenheiten gekümmert und auch im trübseligen Jena den Wirkung allen anderen Dingen vorgezogen hatte, wurde er als Mitglied der Burschenschaft Germania doch auf die Liste der Verdächtigen gesetzt. Zwar verließ ihn der böses ahnende Vater, nach dem am 3. Juli 1833 in Szene gesetzten, sinnlosen Sturm des Göttinger Polizeibeamten auf den Frankfurter Hauptwache und Konstablerwache sofort nach Hause. Fritz Reuter aber begab sich unter den damaligen Verhältnissen

schleiert, nachdem ein in Hildesberg fröhlich verbrachtes Semester mehrere Rückschläge ins potiorium gebracht. Fritz Reuter wird Landwirt oder „Strom“, wie im medlenburgischen der landwirtschaftliche Volontär genannt wird, muß diesen Beruf aber wegen Mittellosigkeit aufgeben, nachdem sein Vater, der im März 1845 gestorben, ihn in seinem Testament als Trunkbold erklärt und ihm sein geringes Erbe auf drei Jahre gesperrt hatte. Vergebens bemühte sich Reuter, der sich mit Luise Runge, einer Tochter des Geistlichen zu Roggenhorst verlobt hatte, um eine gesicherte Lebensstellung und wurde um heiraten zu können, Privatlehrer in Tarpow an der Tollenze, worauf er seine Braut am 16. Juni 1851 zum Altar führte.

Mit dankten Schicksalswellen schien die Zukunft des eben getrauten Paares um so mehr verhangen zu sein, als die unzeitige Reueung zum Alkohol bei Reuter zu immer neuen Rückschlägen führte. Indes das Wandergeschaft, durch den häufigen Einfluß dieser edlen Frau, ohne die Reuters Leben früher oder später wohl einen kläglichsten Ausgang genommen hätte, schon im Jahre 1842 hatte er zu schriftstellerischen angefangen, einen Entwurf seiner „Stromtid“ in hochdeutscher Sprache und kleine plattdeutsche Gedichte gereimt, von denen einige anonym im Jahrbuch „Medlenburg“ von 1847 abgedruckt wurden. In den ersten Monaten seines

Stegläs begann er manches von den Anekdoten, die er als flotter Erzähler seinen Freunden am Stammtisch unter großem Beifall vorgetragen hatte, niederzuschreiben, was später unter dem Titel „Läuschen und Rinnele“ in die Welt ging und als endlich, nachdem Justizrat Schröder in Trepow als „edler Vorgesetzter“ das erforderliche Geld vorgestreckt, im Jahre 1853 das Buch im Selbstverlag des Dichters erschien, war für Reuter das Eis gebrochen und das bis dahin ihm so abholde Glück befand sich fortan an seine Sohlen.

Der ungeteilte Beifall seiner plattdeutschen Leser, der schnelle Abgang der ersten Auflage, und nicht an letzter Stelle die Anerkennung hervorragender Literaten, großen und Kritiker, gaben ihm das nötige Selbstvertrauen. Seinem Genius waren die Schwingen gewachsen und so begann er, nachdem er 1856 nach Neu-Brandenburg übersiedelt war, „De Reif“ nach Welling, die ergreifende Tragödie „Mein Hüsing“, „Scharr Murr“, „Hanne Räte“ und die den Gesamttitle „Die Kamellen“ tragende lange Serie von Erzählungen zu veröffentlichen, von denen die Teile „Mit der Franzosenid“, „Mit mine Festungsid“ und besonders „Mit mine Stromtid“ zu den Besten gehören, was in der deutschen Erzählungsliteratur der Neuzeit erschienen ist.

Nach den großen literarischen Triumpfen konnte auch der klingenbe Erfolg nicht ausbleiben. Auf der im Sommer gemeinsam unternommenen Erfolgswanderschaft, bei denen auch Thüringen wiederholt berührt wurde, sah Frau Luise den Plan, der bauernden Lebensstellung nach jenen anmutigen Gegenden, die dem Dichter von seiner Studententzeit in Jena eng ans Herz gewachsen waren. Ihre Wahl fiel auf Eisenach, und, obwohl Reuter erklärte: „Was nicht plattdeutsch redt ward, soll ich nicht ut“, willigte er schließlich doch ein und erbaute, sich, nachdem er zuerst in einem Schweizerhause am Predigerplatz zur Miete gewohnt hatte, nach seiner Rückkehr von einem Orientreise, im Jahre 1866 am Fuße des Hainsteins und Ausgang des Hellfals, nach dem Entwurf des Professors Bohnsdorf in Gotha das hellleuchtende in edlen Architekturen gefasste Landhaus, in dem er acht Jahre später, am 12. Juli 1874 in die Ewigkeit hinüberging.

Im Jahre 1866 war aus seiner Feder die drollige Popelthistorie „Dörschläuchting“ erschienen, in der er die seltsamen Schrecken und Eigenheiten des Herzogs Adolf Friedrich 4., der von 1753 bis 1794 in Mecklenburg-Strelitz regierte, in ergötzlicher Form darstellte. Reuter war mit seiner Arbeit zwar wenig zufrieden, um so größer aber war der Beifall im Publikum und mit Recht hat auf dieses Werk des goldenen Humors Giesbert von Winde die Verse gereimt:

Einst hat aus komprimierter Luft

Müchhausen Steine fabriziert.

Aus Humor hat und Waldebusch

Dörschläuchting sich kristallisiert.

Auch seine Orientreise hat Fritz Reuter zu der an Wit und Humor reichen Erzählung „De medlenburgischen Montecchi und Capuletti oder de Reif nach Konstantinopel“ verarbeitet. Dann aber ging es mit seinem Schaffen, dem die erfolgreiche Betätigung auf dem dramatischen Gebiet leider versagt blieb, zu Ende und nur noch einmal, im deutsch-französischen Krieg als die Sehnsuchtsstränge seiner Jugend sich über Erwartungen glorieus erfüllten, entloste er seiner Dichterschele die Schwanengefänge „Op ne lütte Gawe für Dörschland“ und „Großmudding, hei is doh!“

Im Oktober 1874 begann ein schon lange durch Vorboten sich ankündigendes, auf Arterienverfälschung beruhendes Herzleiden schnelle Fortschritte zu machen. Ein Schlaganfall lähmte ihn an den Füßen, so daß er nur noch im Rollstuhl sitzend, den Blick von seinem Garten ins Tal genießen konnte und am Nachmittag des 12. Juli um 4 Uhr 30 Min. hatte sein Herz zu schlagen aufgehört. Die Inhaft seines Grabdenkmals auf dem neuen Friedhof am Wartenberg hatte er sich selbst verfaßt. Sie lautet in schlichter Einfachheit:

Der Anfang, das Ende, o Herr sie sind dein,

Die Spanne dazwischen, das Leben war mein,

Und irr ich im Dunkeln und fand mich nicht aus,

Bei dir, Herr, ist Klarheit und Licht ist dein Haus.

Vermischtes.

Berlin, 3. Nov. In der Angelegenheit des Berliner Frauenmordes wurde gestern von der Richter Kriminalpolizei eine wichtige Feststellung gemacht. Die Ermordete ist wahrscheinlich die 27 Jahre alte Kinderfrau Louise Gräfe, die aus Kassel gebürtig sein soll.

Berlin, 3. Nov. Wie aus Hirschwalde gemeldet wird, erschien heute vormittag auf dem dortigen Polizeibureau die Arbeiterfrau Richter, die in der Photographie der in der Epre aufgefundenen Frauenleiche ihre 19jährige Schwester Valerie Sanftwicz aus Reichenow wiedererkennen will. Die Frau gibt an, daß ihre Schwester eine Bahndienerin gewesen sei und daß die Leiche die gleichen charakteristischen Fingerringe habe. (Siehe auch die Nachricht unter Verlesenen.)

Kassel, 3. Nov. Gestern nachmittag wurden in der Nähe der Kassele Kirche beim Heiligenhofen die Leiche der Zimmerleute Sommerlachen, Vater und Sohn, von einer Maschine erfasst und überfahren. Der Vater, dem beide Söhne und ein Knecht abgefahren wurden, blieb tot auf dem Platze. Der Sohn dürfte kaum mit dem Leben davonkommen.

Wartenwerder, 3. Nov. Am Flusssanal bei Gerswalde ist von der dortigen Gendarmerie eine Falschmünzwerkstatt entdeckt worden. Ein Gefesselter des Falschmünzers wurde bereits verhaftet, während dieser, ein ehemaliger Kanalarbeiter, der für ungefähr 1500 Mark zu Marktheide angefaßt hatte, mit dem größten Teil Wartenwerder verlassen hat. Die Geräte wurden in einem Dien verdeckt aufgefunden, wo sie bis zur Klärung des Falschmünzers bleiben sollten.

Breslau, 3. Nov. Das bei dem Kaufmann Stein in Stellung befindliche 19jährige Dienstmädchen Anna W. wurde heute früh tot in ihrem Bett aufgefunden. Die Tür zwischen Küche und Wohnzimmer stand offen und in der Küche waren die Gasöhne gebläht, Herdfeuerfene Feuerzündung stellten vergebens Wiederbelebungsversuche an.

Mohrungen, 3. Nov. Auf einem Güte bei Mohrungen sind zwei dort beschäftigte Bauarbeiter getötet worden. Einer der Arbeiter, 146. Regiments in einem mit Kesselfunk angestellten Schlafraum, den ein mit ihm schlafender Schlossermeister trotz des Verbots gebläht hatte, bewußlos aufgefunden worden. Beide Arbeiter sind an den Folgen einer Kohlenmonoxidvergiftung gestorben.

unglückliche Wesen, daß noch immer, jetzt von dem gefangenen Mobilgardisten unterstützt, über der Leiche der Mutter lag und sie mit ihren Armen umschlungen hielt.

Der Oberst ritt hinter zu ihnen und hielt neben der Toten.

„Wer sind Sie?“ wandte er sich an den Gefangenen. Es war ein junger Mann in Mobilgarduniform, aber selber verwundet. Er schien einen Hieb über den Kopf bekommen zu haben und blutete noch.

„Gefangener der Preußen“, antwortete der Mann düster. „Ich war unter die Mobilgarde getreten, um mein Vaterland zu verteidigen.“

„Wie heißen Sie?“

„George Dubois.“

„Nennen Sie diese Familie?“

„Ja — sie hat keinen weiteren Freund als mich, und wenn ich jetzt fortgeführt werde, muß das junge, unglückliche Wesen hier, das in diesem unseligen Krieg alles verloren — elend verderben und untergehen.“

Der Oberst wandte sich ab, aber sein Blick beorderte einen der anderen Offiziere, dem er Auftrag gab, die Verwundung der Frau — natürlich so rasch wie möglich — zu heben.

Die Wogen des Sanitätszuges kamen indes heran, und der junge Mann, von seinem Burschen, der sich wieder zu ihm gefunden, geführt, ging auf Jeannette zu, um von ihr Abschied zu nehmen.

„Jeannette“, sagte er herzlich, als er zu ihr trat und ihr die Hand entgegenstreckte — „darf ich Abschied von Ihnen nehmen? — Man wird Sie nicht hilflos hier zurücklassen, aber wir ziehen fort und wer weiß, ob wir uns je auf Erden wiedersehen. Leben Sie wohl!“

Das Mädchen sah ihn mit großen, dunklen Augen an, aber sie nahm die gebotene Hand nicht.

„Leben Sie wohl!“ sagte sie bitter — „sehen Sie sich um, und dann wiederholen Sie den Wunsch.“

„Und sind wir nicht schon daran, Jeannette?“ erwiderte der junge Mann schmerzlich.

„Geh! Geh!“ sagte das Mädchen leise — „ich will Euch nicht fluchen, denn ich habe gesehen, daß es noch einzelne unter euch gibt, die menschlich denken; aber ihr seid der Fluch unseres Landes — ihr habt Frankreich vernichtet, und all das Glend, das uns betroffen, zog vor euren Scharen her. Merkt wehe euch! Tausendfach wehe! Wenn erst der Tag der Rache anbricht und unsere Mäler über den Rhein hinausfliegen!“

„Jeannette“, hat der junge Offizier, aber das Mädchen wandte sich von ihm ab und warf sich jetzt kammernd über den Körper der Mutter, denn die Soldaten kamen mit der Wache, um sie fortzuführen. Da sagte ein Sargenoffizier des Mannen Arm, um ihn zu den schon seiner harrenden Krankentruppen zu führen — die sich formierende Kolonne durfte nicht aufgehalten werden, und wie er mit ihm die kurze Strecke zurückging, sagte er freundlich:

„Daß das Mädchen, Kamerad — der Oberst hat Befehl gegeben, daß der junge Mobilgardist mit noch zwei anderen seines Korps bei ihr zurückbleiben und nicht belästigt werden darf. Damit ist alles geschehen, was wir hier für sie tun können. Die Franzosen lassen uns jetzt nun einmal aus voller Seele, und darin ändern wir sie nicht, aber Gott sei Dank auch, daß dem endlich so ist. Sie müssen uns lassen, wenn sie uns auch zugleich achten und fürchten sollen, dann aber haben wir auch Ruhe vor ihnen, und was ihre Rache betrifft — lieber Gott, das ist der einzige Trost, den sie sich jetzt verschaffen können — wozu den fernen. Wir haben sie gehalten, daß sie ihre Schuhe verloren, als wir noch ein zerstücktes, nur eben notdürftig zusammengeklebtes Volk waren — glaubst du, sie dürften die Hand an uns legen, wenn wir erst ein einiges Reich bilden? Torheit! — Aber dort ist keine Equipage — vorwärts, und hoffentlich haben wir dich bald wieder im Sattel.“

Die Toten waren alle beerdigt, die Verwundeten, so gut ging, in den verschickenen Fuhrwerken der Kolonne untergebracht, und der zweite Zug bewegte sich langsam nach Norden hinaus, um dort erst den Zentralpunkt zu erreichen, die Gefangenen nach Osten zu senden, die Verwundeten in einem guten und sicheren Lazarett unterzubringen und dann

rasch und kräftig gen Westen vorzustoßen, um endlich einmal den Drog des übermütigen Paris zu brechen. Hinter sich aber ließen sie St. Rosaire tot, öde und verwüstet zurück. — Und was war es weiter? Nur eine Stadt mehr in dem weiten herrlichen Land, die dem verbrecherischen Ehrgeiz einiger Schurken geopfert worden. — La gloire! Das war das Wort, mit dem die Anführer das Volk vorwärts trieben — ein leeres, markloses Phantom, dem sie nachjagen mußten, um die Ketten nicht zu fühlen, die man um ihre Glieder schlug. Jetzt war es geschwunden — in Luft zerrieben, die blutgetränkten Schlachtfelder rauchten in der Sonne und verbreiteten Jammer und Elend um sich im ganzen Lande.

Allerlei

Schnelles Abkühlen der Milch. Das Sauerwerden der Milch kann einerseits durch sehr hohe, andererseits durch niedere Temperaturen hienan gehalten bezw. verlangsamt werden. Das Kochen der Milch zum Schutz gegen Sauerwerden derselben ist allgemein bekannt. Erhöht wird die Wirkung des Kochens noch dadurch, daß man die Milch sofort auf eine niedere Temperatur, etwa 8–9 Grad R., abkühlt, was durch Einfügen in Quell- oder in durch Eiszwang abgekühltes Wasser zu bewerkstelligen ist. Auf alle Fälle aber ist es sehr wichtig, die gekochte Milch unbedeckt sich selbst abkühlen zu lassen, da die Temperatur derselben allmählich auf 20–30 Grad sinkt, die für die Entwicklung der Keime, mit bloßem Auge nicht sichtbaren Lebewesen, die das Sauerwerden der Milch verursachen, die günstigste Temperatur ist. Je länger die Milch diese Temperatur beibehält, desto früher wird sie sauer. Milch, welcher äußerlich von Sauersein noch nichts anzumerken ist, enthält in vielen Fällen trotzdem schon diese kleinen Lebewesen. Wichtig sind obige Tatsachen für diejenige Milch, die an kleine Kinder verabreicht werden soll, da diese ungemein empfindlich gegen saure und auch nur in geringem, kaum bemerkbaren Grade angesäuerte Milch sind und nach dem Genuß veratrigter Milch oft an langwierigen Diarrhöen erkranken.

Gegen die Wurzelfäule der Zimmerpflanzen. Sie entsteht hauptsächlich durch zu vieles oder fehlerhaftes Gießen. Verpflanzen in kleinen Gefäßen und Zurückschneiden der kranken Wurzel sowie recht mäßiges und vorsichtiges Gießen sind Mittel, die man zur Rettung der Pflanzen verwenden. Auch Begießen mit sehr warmem Wasser, 30–40 Grad R., rettet oftmals die Pflanze, weil durch die Wärme des Wassers die Erde entäuert und die Wurzel zu neuer Tätigkeit angeregt wird.

Trockene Holzgefäße aufzuquellen. Man fällt dieselben mit Stroh, Heu oder Moos und gießt sie voll Wasser. Dasselbe wird zuerst ausgelassen, aber Stroh, Heu oder Moos tragen ihre Feuchtigkeit auf das Holz über. Ein anderes Verfahren, verdorrte Holzgefäße wieder brauchbar zu machen, ist folgendes: Man taucht große Tücher in kochendes Wasser und legt dieselben, ohne sie auszurängen, auf den Boden und an die Wände des Gefäßes. Die feuchte Wärme erweitert

Farbige Gläser für Nachtlampen. Für die Nachtlampen im Schlafzimmer oder im Krankenzimmer farbige Gläser zur Dämpfung des Lichtes anzuwenden, ist sehr zu empfehlen, da direktes Licht störend auf die Augen wirkt; doch ist die Wahl der Farben keineswegs gleichgültig. Rote Farben wirken oft unangenehm, manchen Menschen sind dagegen gelbe zuträglich. Von allen Farben dürfte die blaue vorzuziehen sein, da dieselbe in allen Fällen beruhigend wirkt.

Stimmt Treiber (zum jungen Arzt, als er ihn anspricht): „Zum Teufel, Herr Doktor, wir sind hier auf der Hasen- und nicht auf der Patientenjagd!“

Urlaub. „Wie lange gedanken Sie denn in Urlaub zu bleiben?“ — „Nicht lange. Ich will nur die nötigen Anrichtarten schreiben.“

Freierstunden

Blätter für Unterhaltung und Belehrung.

Eine Mutter.

Roman von Friedrich Gerstäder.

(Nachdruck verboten.)

„Meine Herrschaften, zur Tafel!“ rief der Graf fröhlich; „meine Herren, nehmen Sie sich Ihre Damen. Wo ist Hubert?“

„Er sprach eben im andern Zimmer mit der Mama“, sagte George.

„Nun ist einmal. Wo ist denn Paula? Sie war ja eben noch da.“

„Sie wird draußen auf der Terrasse sein; ich werde nachsehen.“

George ging hinaus, um die Schwester zu suchen; aber auf der Terrasse war sie nicht und von dort herein zogen jetzt die Gäste, dem willkommenen Ruf zur Tafel folgend.

Langsam schritt Paar nach Paar in den zu Tageshelle erleuchteten Saal und ordnete sich nach ihren, ihnen bestimmten Plätzen um die Tafel, deren Pracht das Auge ordentlich blendete.

Niesige silberne Kandelaber streckten ihre breitflügeligen Arme aus und hielten zahllose flammende Wachskerzen. Prachtvoll gearbeitete Frucht- und Blumenkörbe standen dazwischen und den mittleren Teil deckten sogar noch niedere Aufsätze von blank poliertem Silber, die wie eben so viele Spiegel das Licht tausendfältig zurückstrahlten.

Was Deutschland nicht allein, nein, was die Welt an Blumen und Früchten bot, war auf der Tafel angehäuft, von der saftigen Kirche bis zur gelben Banane und Ananas, und damit harmonisierte der Saal selber, der, so einfach auch dekoriert, doch in jedem einzelnen Stile den Reichtum sowohl wie den Geschmack des Besitzers verriet.

Abgeschlossen von den Gästen durch einen hohen, schwerelosen Vorhang, wie man ihn auf dem Theater wohl gemalt sieht, sah das Musikcorps, das mit dem Wagnerischen Marsche aus „Tannhäuser“ begonnen hatte, und nach dem Takte desselben ordneten sich unwillkürlich die Gäste; aber man wollte sich setzen und ungeduldig sah der Graf umher, denn Paula, Hubert und George fehlten noch. Hatten sie den Ruf zur Tafel nicht gehört?

Der Haushofmeister wurde hinausgeschickt, um nach ihnen zu sehen. Er kehrte ebenfalls nicht wieder.

„Um Gottes willen“, flüsterte Helene ihrem Begleiter zu, „die Komtesse wird doch nicht unwohl geworden sein; sie sah vorhin so bleich aus!“

„Das ist mir auch aufgefallen“, erwiderte dieser; „Graf Monford scheint unruhig zu werden.“

„Eine kleine Störung“, lächelte der Staatsrat seiner Nachbarin, einem gelben, aber sehr reichen Stützfräulein von Wurmholtz, zu, „die Elisabeth hat ihr Stichwort veräußert und der Festmarsch wird noch einmal von vorn anfangen müssen.“

„Das junge Brautpaar“, sagte die Gnädige achselzuckend, „wird draußen auf der Terrasse schwärmen und nicht bedenken, daß wir Hunger haben; es ist schon ein Viertel nach neun.“

„Grausame Liebe!“ stöhnte der Staatsrat.

Der Graf wurde in der Tat unruhig, denn solch ein Verstoß gegen die Etiquette gehörte mit zu den unangenehmsten Dingen, die ihm, wie er glaubte, überhaupt passieren konnten.

Ein anderer Diener wurde hinausgeschickt, um den Haushofmeister zu suchen. Er kehrte nach einigen Minuten zurück und flüsterte dem Grafen einige Worte zu.

„Entschuldigen Sie einen Augenblick meine verehrtesten Herrschaften“, sagte der Graf ruhig, „ich glaube, meine arme Paula ist unwohl geworden; aber es wird nichts zu sagen haben.“

Er verließ mit festen, langsamen Schritten den Saal. Draußen am Eingang stand George.

„Nun, was ist? Was habt Ihr? Wo ist Paula?“

„Fort, Vater!“ stöhnte George, der leichenblau aussah.

„Fort?“

Ihr Kammermädchen hat vorhin einen kleinen Koffer fortgetragen; mein Jean will sie gesehen haben, und der Gärtner behauptet, hinten am Drahttor habe ein Wagen gehalten.“

„Wo ist Hubert?“ sagte der alte Graf tonlos und hielt sich an dem nächsten Esstisch fest.

„Er läßt meinen Kappen fassen.“

Der alte Herr sah seinen Sohn stier an, dann drehte er sich langsam um, als ob er in den Saal zurückkehren wollte; aber hier verließen ihn die Kräfte. George konnte eben noch zuspringen, um ihn in seinen Armen aufzufangen.

Direktor Krüger, den wir verlassen haben, als er im Konversationszimmer von all der Angst und Aufregung wie gerührt zusammenbrach, sollte aber noch nicht zur Ruhe kommen, denn wieder mußte das Orchester Nachschub haben, was es jetzt spielen sollte, da es den Trauermarsch noch nicht einmal beginnen konnte. Außerdem kam Fräulein Bellachini eben, von rauschen dem Applaus und einer erneuten Blumenflut verfolgt, atemlos und erregt, aber mit einem ganz seltsamen Gesicht in das Konversationszimmer und warf dem Direktor lachend einen Blumenregen vor die Füße. Der mußte ihr etwas Angenehmes sagen, sonst gab sie ihm das gehäufte in allerici Mergernis wieder zurück, denn genau so stolz wie eine Sängerin auf ihre Rehe, ist eine Tänzerin auf ihre Füße.

„Mein liebes, verehrtes Fräulein“, sagte er, sich mit einem innerlichen Seufzer von dem Sofa aufrichtend, „Sie haben gelangt wie ein junger Gott, wie eine Euphobie, eine Bajadere, eine Triade, oder Gott weiß, wie die Dinger heißen — Sie haben gelangt wirklich — zum Küßen. — Erlauben Sie, daß ich Ihnen im Namen Deutschlands um den Hals falle.“

„Mein bester Herr Direktor.“

Der Direktor fiel; während er sie aber etwas tragisch umarmte, sah er an der Tür Sulzer stehen und rief zugleich aus:

„Schicken Sie doch zum Donnerweiter zum Kapellmeister, daß er irgend etwas Schweremütiges spielt — aber kurz! — Ist denn der Rebe fertig?“

„Er läßt eben sagen, es könne angehen.“
„Mein liebes Fräulein, der Erbprinz wird entzückt sein,“ sagte Krüger, sie bei Seite schiebend. — „Jetzt müssen Sie aber hinaus, Sulzer, und die Veränderung anzeigen.“

„Mit der Krone?“
„Meinetwegen mit dem Reichsapfel — das ist ja alles ein Teufel! Haben Sie ins Orchester geschickt?“

„Ja — was soll ich denn anzeigen?“
„Sagen Sie nichts von Rebe!“ rief Krüger rasch — „wegen plötzlich eingetretener Heiserkeit des Herrn Handor hätte eins der Mitglieder die Rolle des Hamlet gleich und ohne Vorbereitung übernommen — Direktion bäte um Nachsicht.“

„Soll ich Meiers dicken Baden auch gleich anzeigen?“
„Den werden sie selber sehen — na, wenn das heut Abend gut geht.“

„Wär' es nicht eigentlich passend, Herr Direktor, wenn Sie selber vorher hinauf in die Loge zum Erbprinzen gingen und ihm...“

„Mit meiner großfarierten Hose?“ rief Krüger, „auf die mir noch der Fiel, der Schulze, vorher die Lampe gegossen hat? Sehen Sie einmal den Delflecken — machen Sie, daß Sie hinauskommen!“

„Da fängt die Duvettire schon wieder an.“
„Na, dann warten Sie, bis sie fertig ist — nachher aber gleich — der Vorhang braucht gar nicht wieder zu fallen — Sie gehen nur ab.“

Es war jetzt in der Tat weiter nichts zu tun. Unten im Orchester spielten sie eine jener monotonen Stücke, die gewöhnlich in Schauspielen die Zwischenakte ausfüllen und nichts sind, als ein musikalisches Geräusch, bei dem sich das Publikum ungehörig unterhalten kann, und Aus- und Eingehende die Türen werfen.

„Ist denn Rebe noch nicht unten?“ fragte der Direktor ungeduldig. — „Wenn wir jetzt noch einmal eine Pause machen müssen.“

„Ich stehe zu Ihren Diensten, Herr Direktor,“ sagte aber dieser selber, indem er in vollem Kostüm auf seinen Chef zutrat.

Er hatte die vorher aufgetragene Schminke abgenommen und sah eigentlich bei Lampenlicht geisterhaft bleich aus — aber zu der Rolle paßte es. Das Kostüm sah seiner schlanken, edlen Gestalt ebenfalls wie ange-
gossen, und Krüger sah ihn ordentlich überrascht an.

„Und Sie haben wirklich noch Courage?“
„Sie sehen mich vollständig bereit, meinen Platz aus-
zufüllen.“

„Na, Gott gebe seinen Segen dazu — Sie haben es selber gewollt.“

„Die Musik schwieg; Sulzer gab das Zeichen zum
Aufstehen des Vorhanges und trat dann rasch hinaus.

„Wer da?“ schrie ihm Manier aus dem Souffleur-
kasten, als ersten Ausruf Bernardos, entgegen, denn er hatte mit Schmerzen auf den Beginn gewartet und glaubte natürlich, es solle losgehen. Sulzer suchte, und im Portet, wo man den Ruf deutlich gehört hatte, lachten einige. König Claudius sammelte sich aber rasch wieder, und vor-
tretend und zuerst den Erbprinzen, dann das Publikum mit einer ehrerbietigen Verbeugung begrüßend, brachte er die Anzeige der stattfindenden Veränderung.

Das Publikum nahm dieselbe ruhig hin, und nur ein leises Flüstern ging durchs Parterre, denn kein Name war genannt und niemand wußte, wer jetzt den Hamlet spielen sollte. König Claudius ließ sich aber auf keine weiteren Erklärungen ein, und Manier selber waten im Souffleurkasten war in der äußersten Spannung, wer von allen die Hauptrolle im Stück so rasch übernommen haben konnte, daß er selber keine Ahnung davon hatte.

König Claudius aber war abgegangen. Aus der
Kulisse trat der wachhabende Posten, Franzisko, vor und schaltete seine Hellebarde, und Bernardo trat von der anderen Seite auf.

Die erste Szene ging auch ruhig vorüber, und nur die Spannung des Publikums wurde mit der Verwand-
lung gesteigert.

Jetzt traten der König, die Königin, Hamlet, Polo-
nius, Laertes und die Hofleute mit Gefolge auf, und aller Augen hingen an dem Prinzen, aber jetzt nicht an dem

Erbprinzen, sondern an dem von Dänemark, den man mit seinem bleichen Antlitz nicht einmal gleich erkannte. Aber plötzlich — niemand wußte, woher er gekommen —
hob der Ruf in einem hörbaren Zischeln durch das Theater:

„Rebe — Rebe spielt den Hamlet!“
Auf einer der vordersten Bänke saß Jeremias, der heute Rebe, wenn auch in einer kleinen Rolle, auf dem Bettel gefunden hatte und, ohne daheim etwas davon zu sagen, ins Theater gegangen war, um ihn selber einmal spielen zu sehen. War es ja auch überhaupt die letzte Rolle, in der er hier aufzutreten sollte. Sein Nachbar rief jetzt ebenfalls: „Rebe spielt den Hamlet!“, und es gab ihm einen ordentlichen Stich ins Herz, als er den Ausruf hörte.

„Rebe den Hamlet — na, wenn das gut geht!“
schätzte er, gleich dem Direktor — „was ist denn da vorgefallen und dem unseligen, verzweiferten Menschen in den Kopf gestiegen? Wenn er sich da blamiert — und natürlich wird er — ist er für immer verloren!“ — Jeremias wäre auch jetzt mit Vergnügen fortgegangen, denn er glaubte zu ahnen, was geschehen würde, und mochte das Gend nicht mit ansehen; aber es war unmöglich. Er sah gerade mitteln im Parkett, und die Sätze waren eng, daß die ganze eine Reihe hätte aufstehen müssen, um ihn hinaus zu lassen, und was für Aufsehen würde das mitten im Akt erregt haben! Er mußte schon bleiben, wo er war, und geduldig still halten. Was auch geschah, er konnte es doch nicht mehr ändern.

Und wie unbefangenen der Mensch dabei ausah, und wie blaß aber auch! Während der König mit Polonius sprach, unterhielt er sich mit den Hofleuten, als ob ihm die ganze Geschichte gar nichts anginge. Im Hause selber herrschte dabei noch immer einige Unruhe und das flüsternde und zischelnde an allen Ecken und Enden. In dem Augenblick aber, wo sich der König an Hamlet wandte:

„Doch nun, mein Better Hamlet, und mein Sohn...“
herrschte Totenstille, und man hätte ein Blatt Papier können fallen hören.

Hamlet sprach aber seine kurzen Sätze einfach und verständlich, die ersten Worte nur noch etwas leise — er war noch zu befangen. Trotzdem verstand man jede Silbe, denn das Publikum wagte kaum zu atmen, und schon bei der Ande an die Mutter:

„Scheint, gnäd'ge Frau? Nein — ist! Mir gilt kein Schein...“
schien er seine ganze Fassung erlangt zu haben oder hatte vielmehr das Publikum so vergessen, daß er nur Auge und Ohr für seine Rolle hatte und nach dem Abgange der übrigen, bei den heftigen Worten:

„Verschmölze doch dies allzu feste Fleisch,
Verging! und löst in einem Tau sich auf!
Oh, hätte nicht der Ewig sein Gebot
Gerichtet gegen Selbstmord! Gott, oh Gott,
Wie ekel, schal und flach, wie unpriestlich
Scheint mir das ganze Treiben dieser Welt...“

sprach er sie mit einer solchen edlen und auch in keiner Bewegung übertriebenen Leidenschaft, daß der Direktor, der indessen hinter der Kulisse wie ein Mann den Kohlen stand, fast unwillkürlich in die Kulisse rief: „Gut, bei Gott, recht gut! Beeiflichter Wert, der Rebe, wenn er nur so fortführe! Am Ende käme er noch unausgespiessen durch.“

Rebe schien aber nichts Derartiges zu fürchten, denn in der nächsten Szene, mit Horatio, Bernardo und Marcellus benahm er sich mit so edlem Anstand und sprach, was er zu sprechen hatte, so durchaus im Geist der Rolle, daß das Staunen im Zuschauerraum wuchs, während er die Damen durch seine wie für den Hamlet geschaffene Gestalt schon halb gewonnen hatte. Aber trotzdem regte sich keine Hand, alles sah lautlos und still, wie erwartungsvoll, daß plötzlich irgend etwas Außerordentliches geschehen sollte, bis zu der Szene mit dem Geist, wo er diesem folgt und ihn endlich stellt.

Barthel war schauerlich als Geist. Er hatte es sich in dem Kopf gesetzt, daß ein im Fegfeuer leidendes Geistes, wenn es einmal über der Erde erscheine, auch seine dort unten erlittenen Qualen deutlich kund geben müsse, und wimmerte seine Rolle kläglich ab. Die Zuschauer hatten

sich aber an ihn gewöhnt; sie wußten es nicht anders, als daß der Geist wimmern muß, und nur die Fremden im Theater schüttelten mit den Kopf, wagten aber kein Urteil kund zu geben.

Jetzt besser war Rebe, der in dieser Scene ordentlich aus sich hervorging, ohne aber eine einzige unnatürliche zu machen oder im Geringsten stark aufzutragen. Das Grauen, das ihn erfaßte, als er den Geist erblickte, teilte sich dem Publikum mit und wie der Geist mit dem „Ade, ade, gedanke mein!“ abwimmerte und Hamlet in die Worte ausbrach:

„Oh Herr des Himmels! Erde! Was noch sonst?
Nimm! ich die Hölle mit?“

hörte man hier und da einzelne leise Ausrufe von: „Gut! Recht brav!“ Aber keine Hand rührte sich.

Der Erbprinz selber schien ganz ergriffen von dem Spiel und gab unwillkürlich wieder das vorher so gut eingeschlagene Zeichen zum Applaudieren, indem er die Fingerspitzen der weißen Glashandschuhe vorn zusammenbrachte — aber es half nichts.

(Fortsetzung folgt.)

Die Francitireurs.

Von Friedrich Gerstäcker.

(Nachdruck verboten.)

Schluf.

„Haben jetzt keine Zeit,“ riefen die Leute — „erst Sie auf die Straße, nachher wollen wir sehen.“ — und die wackeren Burgen hielten Wort. Der Drang sie in das brennende Gebäude ein, an dessen Treppe schon die Flamme leckte, aber es gelang ihnen nicht, das Mädchen von der Leiche der Mutter, die sie fest umklammert hielt, fortzubringen, wenn sie nicht hätten rohe Gewalt anwenden wollen — und selbst im Kampf und Blutergießen brachten sie das nicht über's Herz. So griffen sie den Körper der toten und ziemlich schweren Frau auf und schleppten ihn hinaus, und jetzt erst folgte ihnen Jeannette ins Freie.

Der Kampf war beendet. Von allen Seiten wurden gefangene Mobilgardisten herbeigetrieben, und zwischen ihnen eine Anzahl von Francitireurs, denen man aber die Hände auf den Rücken geschnürt hatte, und die sich unter den Häusern der berben Francitireurs wanden. — Auch der Kapitän der Schar, François Salute, war unter ihnen, erkannte aber kaum einen der Offiziere, als er sich auch, soweit es ihm seine Wunde gestattete, emporrückte und ausrief:

„Ich protestiere im Namen jedes Völkerrichts gegen diese schändliche Behandlung eines Offiziers. Ich bin Kriegsgefangener und darf nicht gebunden werden.“

„Das ist der Schurke, der gestern im Walde die Verwundeten niedermegeln ließ!“ schrie da ein Soldat aus der Menge, der ein weißes, klutiges Tuch um die Stirn trug — „ich kenne die Kanaille.“

„Das ist der Bube, der auch Hand an die Verwundeten im Lazarett legte,“ sagte der Mannesoffizier, dem seine Leute eben gerade an der Stelle dort ein notdürftiges Lager zurechtgemacht.

„Ah!“ sagte ein alter Oberst, der diese Truppen zu kommandieren schien, „und der beruft sich auf das Völkerricht? — Macht kurzen Prozeß mit ihm, Leute — schneid ihn tot.“ — „Gäng ihn — hängt die Kanaille!“ riefen die umstehenden Soldaten und warfen sich auf den Gebundenen, der schon zurückbeckte.

„Halt!“ gebot aber die Stimme des Kommandierenden; „kein Hängen bei uns — wir sind Soldaten und wollen uns nicht auf eine Stufe mit der Wunde stellen — fort mit ihm, schneid ihn tot und laßt ihn liegen — weiter hat er nichts verdient.“

In Mut und Angst heulte der Gefangene auf und zerrte an den Striden, die seine Hände fesselten, aber hier war kein Entrinnen mehr möglich. Er warf sich jetzt auf den Boden nieder, aber auch das half ihm nichts. Die Soldaten rissen ihn wieder empor und schleppten ihn nach den Häusern hinüber, um das Urteil gleich zu vollziehen. Da fiel der Blick des Francitireurs auf Jeannette, die da neben ihrer Mutter kniete und auf die sich neben ihr abspielende Szene gar nicht geachtet hatte.

„Jeannette, Mädchen!“ rief er, sich in seiner Todesangst an diese letzte Hoffnung klammernd — „rette mich — du weißt, ich bin Offizier — sag' es ihnen, Hilfe!“
Des Mädchens Blick, als sie emporschraf, fielen in Jörn und Haß auf den Glenden.

„Fort mit dir!“ rief sie, und ihre Augen blühten — „fort! Du trügst die Schuld an all dem Elend, das uns hier umgibt, und all dem endlosen Jammer, dem wir entgegengehen. Fort mit dir und deinen Francitireurs, die, zu leide, den Feind mit offenen Felde anzugreifen, nur aus dem Hinterhalt auf ihm lauern und den französischen Namen schänden. Mörder und Räuber seid ihr — weiter nichts! Fort!“

— — —

„C'est la guerre,“ sagen die Franzosen mit einer lobenswerten Resignation, wenn sie die Verwüstungen anstaren, die dieser furchtbare Krieg mitten hinein in ihr Land getragen. — C'est la guerre — aber der Ausdruck hat die nämliche Bedeutung, als wenn wir plötzlich irgend eine Zenerie in einem fremden Land erkennen, die wir früher einmal im Bild gesehen, den wir dem Maler zollen, der das alles damals so treu wiedergegeben.

So geht es jetzt den Franzosen. — Vom Krieg haben sie erzählt und ihn schibern hören, seit sie denken können, und die gut und schlecht lithographierten Schlachtenbilder, die fast in seinem Haus, selbst des ärmsten Mannes, hängen, zeigten ihnen deutlich genug brennende Dörfer, verklärte Leichen und Jammer und Elend in jeder Form — aber auch nur auf jedem anderen Boden — Frankreich ausgenommen. Die dreifarbige Fahne wehte überall siegreich aus den Trümmern, und was sich da am Boden wand, waren nur afrikanische, mexikanische, chinesische, deutsche, russische oder italienische Truppen — und trotzdem rufen sie jetzt — c'est la guerre. Die Silber waren zu deutlich, zu treffend ausgeführt, um sie nicht auf diesem Boden zu erkennen, und daß die französische Flagge jetzt im Rot lag und der Feind darüber hinwegschritt, das war allerdings traurig — ließ sich aber eben nicht ändern: C'est la guerre. Fast unbewußt kam ihnen plötzlich das Gedächtnis, daß alles, was sie an anderen Nationen seit Hunderten von Jahren verschuldet, nun plötzlich keine Wiedervergeltung in Frankreich finde — c'est la guerre! —

Einen Augenblick schien die eiserne Subordination gelöst zu sein — die Massen drängten sich der Richtung zu, in welcher der Gefangene und Verurteilte fortgeschleppt wurde — wüßtes Schreien und Rufen erschallte dabei — jetzt plötzlich Ruhe, ja fast Totenstille, durch die man deutlich das Presseln der emporschlagenden Flamme hören konnte, die das Dachgebälk des Hauses ergriffen hatte und sich jetzt weiter wälzte in ihrer furchtbaren Bahn.

Da knatterte plötzlich eine kurze Salve — ein Hurra! — schrei von Hunderten von Lippen und gleich darauf ein scharfes Trompetensignal und ein Trommetwirbel. Das war der Sammelruf für die Truppen, und wie man ihnen vorher den Fägel gelassen, so sammelte der kriegerische Ton jetzt aufs neue und mit Blieschiffel die Mannschaft wieder unter ihren Fahnen, und lautlos standen sie, der weiteren Befehle harrend.

Auch die Gefangenen hatte man aufmarschieren lassen, um aus dem jetzt doch völlig unbewohnbar gewordenen Ort fortgeführt und dann später mit einem der fast ununterbrochen gehenden Transporte nach Deutschland gefandt zu werden. Nur einer der Mobilgardisten hatte seine Reihe verlassen, ohne daß ihn die wachhabende Mannschaft daran hinderte. Er war zu dem jungen, trostlosen Mädchen getreten, das sich, als sie ihn erblickte, an seine Brust warf, während er sie unterstützte und Trost ein sprach.

Indessen war auch der Sanitätskran, der Wagen mit dem roten Kreuz im weißen Felde, der jeder Abteilung unserer Truppen folgte, während das an der Spitze der Division marschierende Frankreich seine Toten und Verwundeten meist hilflos auf dem Schlachtfeld zurückließ, eingetroffen, und ein Teil der Truppen wurde kommandiert, die Toten zu begraben, die Verwundeten aber unterzubringen und dann nach dem nächsten schon vorbereiteten Lazarett zu schaffen, wo sie geschützt lagen und guter Pflege gewärtig sein konnten.

Der junge Mannesoffizier, der Jeannette nicht aus den Augen gelassen, sollte jetzt ebenfalls auf einen der Wagen geschafft werden. Der Oberst, der schon wieder zu Pferde saß, war an seine Seite geritten und unterhielt sich mit ihm — ihr Gespräch aber drehte sich augenscheinlich um das junge